Hv. Slg. 30

Seite 185.

Kleine Kinderbibliothek.

Herausgegeben
von
J. H. Campe.

Neue Auflage.

Dritter Theil.

Wien,
gedruckt im k. k. Taubstummen-Institute.
1789.

Bibliothek

für

Kinder

und

Kinderfreunde.

Wien, 1789.

bei dem Herausgeber im k.k. Taubstummeninstitute.

Staatsbibliothek
Bamberg
Bibl. des Histor. Vereins

Fritzchen am Weihnachtsabend.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab' es an,
Daß meinen guten Eltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann.

Da seht nur, was für schöne Gaben
Sie wieder mir zum heilgen Krist
So mildiglich bescheeret haben! —
O was das alles herrlich ist!

Dich, buntes Futteral mit Kärtchen,
Dich liebes, goldnes Bibelbuch,
Und o, du allerliebstes Pferdchen,
Nie, niemals seh' ich euch genug!

Wie möcht' ich doch den theuren Beiden
Gern wieder was zu Liebe thun!
Allein — ich Armer kann vor Freuden
Nur weinen; kann sonst gar nichts thun.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang ich armer Knab' es an,
Daß meinen besten Eltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann? C.

Karl und Lieschen.

Es war ein angenehmer Frühlingstag; und Karl und Lieschen sollten mit ihrem Vater nach einem schönen Garten gehen, der vor dem Thore lag.

Indes der Vater sich in der Nebenkammer ankleidete, blieben beide Kinder in seinem Zimmer.

Karl, der über das Ausgehen große Freude hatte, hüpfte lustig herum, und schlug unvorsichtiger Weise mit seinem Stocke eine kleine niedliche Blume ab, die der Vater in einem Topfe gezogen hatte.

O Schade! sagte Lieschen, und hob das Blümchen von der Erde auf.

Sie hatte es noch in der Hand, indem der Vater ins Zimmer trat.

Was hast du gemacht, Lieschen? fragte er mit etwas unwilligem Gesichte: — Mir die Blume abzureissen, von der du wußtest, daß ich sie so gern erhalten hätte, um Samen davon zu ziehen!

O lieber Vater, stotterte Lieschen, indem sie ihn bei der Hand faßte, sey doch nur nicht böse!

Böse? antwortete der Vater; das bin ich nicht. Aber, da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch einfallen könnte, Blumen abzureissen: so darf ich dich nicht mitnehmen.

Lieschen schlug die Augen nieder und schwieg. Da konnte Karl sich länger nicht halten; er trat vor den Vater hin mit Thränen in den Augen und sagte:

Nicht Schwester Lieschen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abschlug. Ich muß also zu Hause bleiben und Lieschen mit dir gehn.

Der Vater, der über das gute Herz seiner Kinder und über die Liebe, die sie zu einander hatten, ganz entzückt war, nahm sie beide in seine Arme, küßte sie und sprach: ihr seyd beide meine lieben Kinder und sollt beide mit mir gehen.

Die Blume würde mir lange nicht so viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, daß ihr euch immer lieben und beide zu guten Menschen aufwachsen werdet.

Da hüpften sie an seiner Seite beide vergnügt zum Garten
C.

Auf ein andermal bedächtiger.

Hännschen jagte einst im Garten
Einen bunten Schmetterling:
„Willst du nicht ein wenig warten?“
Sprach er — „kleines schwaches Ding?“

„Gut! Ich will dich doch wohl kriegen!“
Und verfolgt ihn überall;
Konnte was im Wege liegen:
Hännschen denkt an keinen Fall.

„Ich will dich doch endlich haben!“
Schrie er und sah in die Höh;
Doch, da war ein großer Graben,
Hännschen fällt darein — o weh!

Wehnert.

Frühlingslied.

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt;

Die Blüten keimen
Auf Gartenbäumen,
Und Vogelschall
Tönt überall.

Wer weiß, wie bald,
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen;
Wer weiß, wie bald,
Sie für uns schallt!

Drum seyd zwar froh;
Doch, Kinder, so,
Daß ihr dies Leben
Dem, der's gegeben,
Durch Frömmigkeit
Und Tugend weiht.

Fritzchens guter Vorsatz.

Nun will ich doch, das lob' ich an,
In meinem ganzen Leben,
Wenn Gust mir was zu Leid gethan,
Ihm brüderlich vergeben.
Jüngst schlug er mich beym Kräuselspiel;
Ich gieng, ihn zu verklagen,
That sehr bedrückt, und weinte viel,
Und sah ihn wieder schlagen.

Die Rache wäre jemals süß?
Ich hab' es nicht gefunden!
Ich sah ihn schlagen: und gewiß,
Mir brannt's wie heiße Wunden,
Ich thu's nicht wieder! Armer Gust!
Er dauert mich noch immer!

Wie weint' er! Hätt' ich das gewußt,
Verklagt hätt' ich ihn nimmer.

Und künftig, wenn er wieder schlägt,
(Er hat nicht oft geschlagen.)
So bitt' ich, daß er sich verträgt,
Und denk' an kein Verklagen.
So leben wir in Einigkeit,
Und sind uns gut von Herzen;
Verspielen unsre Tändelzeit,
Und sparen uns viel Schmerzen.

Overbeck.

Zwei ungleiche Brüder.

Einst lebten irgendwo zwei Brüder, die einander sehr ungleich waren.

Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wildem Herumschwärmen, kurz, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe.

Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und hatte fast immer abgeschmackte Dinge im Kopfe.

Der jüngere Bruder las gern in Büchern; hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde; dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt sich leicht errathen, wie es mit dem einen und mit dem andern geworden seyn müsse.

Als der jüngere eilf Jahr alt war, konnt' er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Eltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nah-

men; theils, ihm ein Vergnügen zu machen, theils, damit er von andern verständigen und guten Leuten allerlei lernen möchte,

(Denn es giebt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von denen man aber doch nicht eher etwas versteht, als bis man viel im Büchern gelesen hat.)

Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreizehn Jahr alt war, gieng es ganz anders.

Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon nur wenig, oder gar nichts; noch viel weniger aber konnt' er selbst vernünftig und angenehm sprechen.

Seine Eltern hätten auch ihn gern in Gesellschaft erwachsener Leute gebracht; allein er wäre da nichts nütze gewesen und man würde gesagt haben:

„Was soll doch dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? Jeder Mensch muß sich zu seines Gleichen halten; und er gehört noch unter die Kinder.“

Also mußt' er zu Hause bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und darum faßte er endlich den guten Vorsatz, von nun an recht aufmerksam, fleißig und sittsam zu werden. Weil er aber an die Unachtsamkeit, an das Nichtsthun und an wildes Herumschwärmen einmal gewöhnt war; so wurde ihm sein löbliches Unternehmen anfangs ziemlich schwer.

Er that sich vielen Zwang an, und doch wollt' es ihm nirgends so gelingen, wie er wünschte.

Sein guter Bruder, dem das sehr nahe gieng, gab sich alle Mühe, ihm behülflich zu seyn: er wies ihm, wie man es anfangen müs-

se; er erklärte ihm dieses und jenes und machte es ihm leicht, wo er wußte und konnte.

Ernstliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung.

Nachdem der ältere Bruder sich einige Zeit munter und unverdrossen bestrebt hatte, vollkommner zu werden, so kam es endlich dahin, daß er darinnen seyn größtes Vergnügen fand.

Nichts konnte ihm jetzt mehr Freude machen, als wenn er etwas gethan hatte, worüber seine Eltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten; und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabei häte unaufmerksam seyn können.

Kurz, er selbst konnte nunmehr nicht begreifen, wie es ihm vorhin möglich gewesen wäre, ein Vergnügen an Nichtsthun und an abgeschmacktem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwohl hatte es ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngern Bruder in manchen Dingen nicht völlig einholen konnte: denn der war allzuweit vor ihm voraus.

Es ist hiermit eben, wie mit dem Feldbaue. Wenn man zu rechter Zeit säet, so kann man auch zu rechter Zeit erndten, und reichlich erndten.

Säet man aber zu spät, so hat man Mißwachs zu erwarten, oder doch weniger und nicht so schöne Früchte, als man sonst bekommen haben würde. Tessin.

Malchen, eine kleine Erzählung.

„Sei stets ein frommes gutes Kind,
 Daß ich mich deiner freue,
Und rede nichts, und thue nichts,
 Was, Malchen, dich gereue!„

So sprach die gütige Mama
Zu Malchen ihrem Kinde;
Und lehrte sie zugleich dabei,
Das, was gereut, sey Sünde;

Und das, was böse Sünde sey,
Das könne jeder wissen;
Ein Stimchen in uns sag' es laut:
Dies Stimchen heißt Gewissen.

Einst kam nun Malchen ganz allein
Des Morgens in die Laube:
Stand Kaffee, Thee und Zucker da,
Auch Kuchen, wie ich glaube.

Nun kriegte unser Malchen Lust,
Und wollte Zucker essen;
Daß Zuckeressen Kindern schad't,
Das hatte sie vergessen.

Sie nahm — gleich war das Stimchen da —
Geschwind, „will's nicht genießen;
Ich will was Böses, denn das sagt.
Mir laut ja mein Gewissen.“

Nun kam Mama, und gern verzieh
Sie ihrem lieben Kinde.
„Merks, dein Gewissen warnte dich,
Mein Kind, vor einer Sünde.„

„Das ist das Stimchen — weißt du noch?
Es wird dich immer lehren;
Doch mußt du, liebes Malchen, auch
Dem guten Stimchen hören.

O haltet's immer hoch und werth,
Ihr alle liebe Kleinen!
Daß nicht Papa, daß nicht Mama
Um böse Kinder weinen!

Rühl.

Junker Hanns.

Der Junker Hanns war flink und rasch,
Und kühn in allen Dingen;
Mit unter auch ein wenig basch,
Und nicht recht gut zu zwingen.
Er lernte seine Lekzion,
Und damit, meint'er, wär' er schon
Der weitern Zucht entflogen,
Und that sehr ungezogen.

Die guten Aeltern warnten ihn,
Und sagten wohl mit Grämen:
„Hanns, lässest dich nicht besser ziehn,
Wirds kein gut Ende nehmen.„
Hanns hörte kaum mit halbem Ohr,
Nahm seine sechs Vokabeln vor;
Drauf eine kurze Pause;
Und nun hinaus zum Hause.

Und vor dem Hause lief vorbey
Ein lediglоser Schimmel.
Das war dem Junker Hanns so neu,
Ihm deucht', er käm' in Himmel.
„Ein lediglоser Gaul? Was kann
„Willkommener mir seyn? Wohlan,
„Ich will aus freien Stücken
„Probiren seinen Rücken!“ —

Gesagt war allezeit gethan.
Er packt den Gaul beim Schopfe.
Der Schimmel stutzt ihn seitwärts an,
Und schüttelt mit dem Kopfe.
Doch schütteln hin, und schütteln her!
Mein Hanns hinauf, und fort jagt er:
Die Aeltern, ach! von weiten
Sehn ihren Junker reiten.

"Um Gotteswillen! hinter ihm!"
Die Mutter ruft's mit Schrecken.
Der Vater rennt mit Ungestüm,
Den Knaben zu entdecken.
Doch ringsumher kein Gaul zu sehn,
Die Aeltern wollen fast vergehn;
Sie schicken, wen sie haben,
Zu forschen nach dem Knaben.

Des stieg dem Junker nichts zu Sinn,
Das Herz sprang hoch vor Freuden;
Und mir nichts, dir nichts, ritt er hin
Wohl über Busch und Weiden.
Und schup! gings rasch an einen Stein:
Der Schimmel stürzt', und brach ein Bein;
Mein Hannsl von seinem Sitze
Versank in eine Pfütze.

Der Schimmel seufzt, der Junker schreit,
Als wollt' ihn wer ermorden.
Kein menschlich Antlitz weit und breit!
Es war schon Nacht geworden.
Die Finsterniß wuchs immer mehr,
Von ferne bellten Hunde her;
Es winselte der Schimmel,
Der Junker schrie gen Himmel.

Sein Schrein drang endlich allgemach
Zu eines Weibleins Ohren
Vom nächsten Dorf, das alt und schwach
Vom Wege sich verloren.
„Ach, lieber Gott!" sprach sie bei sich,
Und wankte matt und kümmerlich
Herbei an ihrer Krücke,
Dem Junker Hanns zum Glücke.

Und als sie fand das kranke Roß,
Und fand den bangen Knaben,
Da ward ihr schnell das Herz so groß,
Des Wohlthuns Lust zu haben.

„Komm," sprach sie, „armes Kind, mit mir;
„Ich will auch sorgen für dein Thier,
„Und binden seine Wunden,
„Wenn wir nach Haus gefunden." —

„O Frau, das Thier gehört mir nicht!
„Ach hätt' ichs nie gesehen!
„Errettet nur mich armen Wicht,
„Und laßt den Schimmel gehen!" —
„Ihn gehen lassen, böses Kind?"
Sprachs Weiblein zornig und geschwind,
„Und siehst, daß er die Knochen
„Ob deinem Stolz gebrochen?"

Da kroch alsbald der kleine Tropf
Behend aus seiner Pfüze.
Sie deckt' ihm den beklomnen Kopf
Mit ihrer warmen Müze,
Und nahm den Knaben bei der Hand,
Ging irrend über manches Land;
Bis an den Laut von Hunden
Sie sich zurecht gefunden.

Da legt sie ihn gar mildiglich
In ihr schneeweisses Bette,
Und fodert einen Mann zu sich,
Daß er den Schimmel rette.
Und puk puk! klopfets an der Thür.
„Holla! wer ist so spät noch hier?" —
„Bergt ihr den kleinen Knaben,
„Den wir gesuchet haben?" —

„Den kleinen Knaben berg' ich wohl,
„Er liegt im Schlummer.
„Sei euer Herz des Trostes voll,
„Und lasset allen Kummer!
„Den kleinen Knaben geb' ich euch,
„Wenn er euch kennen wird, sogleich." —
Sie kannten sich; Entzücken
Sprach laut aus allen Blicken.

„O Mutter! daß euch Gott belohn!“ —
„Fahr hin, mein Kind, mit Freuden!“
„Die Aeltern danken euch den Sohn!
„Gott wendet ihre Leiden! —
„Lebt wohl! lebt wohl!“ — Sie zogen hin;
Und milder ward des Knaben Sinn;
Er dacht' an seinen Schimmel
Und seufzte still gen Himmel.

Und als er nun nach Hause kam.
War alles noch im Jammer.
Den Weg er augenbliklich nahm
Zu seiner Aeltern Kammer,
Und stürzt sich ihnen in den Arm;
Da wird das Herz den Aeltern warm.
Es fließen Freudenzähren
Dem lieben Gott zu Ehren.

Die Aeltern brachten Geld und Dank
Der guten alten Mutter.
Der Schimmel krigte lebenslang
Bequemlichkeit und Futter.
Der Junker Hanns ward fromm und gut
Und beugte seinen raschen Muth;
Und sah in allen Dingen
Es sich nach Wunsch gelingen. Overbek.

Lied eines Fröhlichen.

Heida! täglich freu' ich mich
Und bin guter Dinge!
Lieben Leute, seht wie ich
Fröhlich hüpf' und springe!

Meinen Lebensweg bestreut
Unschuld noch mit Rosen:

Glücklich, wer sich stets so freut,
Stets so geht auf Rosen.

Drum, wenn ich nun älter bin,
Will ich mich bestreben,
Immer bei vergnügtem Sinn
Tugendhaft zu leben.

Meine Pflichten thu ich dann
Unter frohen Scherzen.
Thue alles, was ich kann,
Mit vergnügtem Herzen.

Vater, Mutter, jedermann
Mag dann Fritzen leiden;
Und erlang ich das: o dann
Spring ich hoch vor Freuden!

Trift dann auch ein Stürmlein mich
Einst in meinen Tagen:
Heida! was bekümr' ich mich!
Werd's ja auch wohl tragen.

Ein Ungenannter.

Der Aufschub.

Morgen! morgen! nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute;
Morgen! heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen dies und jenes thun.

Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen;
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen,
Dies nur kann ich übersehen!
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich
Das ist mein, was ich besitze;
Diese Stunde, die ich nütze,
Die nur ist gewiß für mich. Weiße.

Wohl dir, daß du unter gesitteten Menschen gebohren bist!

Einst verlor sich ein kleines Kind von seinen Eltern weg in einem Walde, wo viele Bären waren.

Die Bären thaten ihm nichts zu leide, sondern futterten es und liessen es mit sich laufen.

Da wurde das Kind wie ein Bär, kroch auf allen Vieren, wurde harricht, fraß rohe Wurzeln, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Ein andres Kind kam unter eine Heerde wilder Schafe. Dieses wurde ein Schaf, blökte wie ein Schaf, fraß nichts als Schafskräuter, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Und du, mein Kind, kamst unter Menschen, und zwar unter gesittete Menschen: also kannst du sprechen, bist schon etwas vernünftig und wirst, wills Gott! noch vernünftiger werden.

So wie die Alten sind, so werden gemeiniglich auch die Jungen. Sind jene klug, so werden es diese auch; sind jene dumm, so bleiben es auch diese.

Kann wohl ein Kind stricken lernen, wenn im ganzen Lande niemand ist, der stricken kann?

Aber auch, sind die Alten Diebe und Räuber: so stehlen auch die Kinder, und haben nichts arges daraus. Und fressen jene gar Men-

schen; nun, so werden die Kinder auch kleine Menschenfresser.

Wohl dir also, daß du unter gesitteten Menschen gebohren bist! Schlözer.

Die Biene und die Hummel.

Hummel.
Immer fleissig, Jungfer Biene? —
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
Sie zu stöhren. — Aber, liebes Kind,
Suchst dir ja die kleinen Aeuglein blind!
Weißt du nicht: man muß sich auch vergnügen,
Komm, laß deine Arbeit liegen;
Lustig, lustig laß uns seyn!
Komm mit mir, es soll dich nicht gereun!

Biene.
Meine Arbeit ist für mich Vergnügen.
Weil ich so erzogen bin.
O um alles könnt ich nicht so müßig fliegen!
Und was spräche dann auch wohl die Königin?

Hummel.
Je, die wird's auch gleich erfahren!

Biene.
Kann es doch!

Hummel.
So machst du ihr was weiß.

Biene.
Fi! Behüte!

Hummel.
Jungfer Fleiß,
Da hat sie nichts zu befahren.
Sie soll mit uns, kurz und gut.
Wenn sie's mir nicht zu Gefallen thut,
So will ich sie selber, daß sie's weiß,
Bei der Königin verklagen,
Und, daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen.

Biene.

Wie es dir beliebt. Muß ich dann auch leiden
So ist Unschuld meine Trösterin.
Gerne will ich mit ihr leiden,
Und um alle eure Freuden
Geb ich sie nicht hin.

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!
Denn schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr.
Hier Aehrenfelder,
Dort Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Gränze ziehn.
An jener Höhe
Die Schäferei;
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei:
So nenn ich meine
Geliebte, kleine
Einsiedelei;
Worin ich lebe,
Zur Lust versteckt;
Die ein Gewebe
Von Ulm und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft;
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.

Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach;
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Erfrischend hin;
Und läßt im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn
Des Ufers Büschchen
Und selbst die Fischchen
Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen.
Ihr schneller Lauf
Geht bald hernieder
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Nein, schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr! Bürger.

Der furchtsame Knabe.

Eine alberne Magd hatte einem Kinde viel abgeschmakte Dinge von einem schwarzen Mann in den Kopf gesetzt.

Dieses Kind sah einmal einen Schorsteinfeger ins Haus kommen, den es noch nie gesehen hatte. Darüber erschrak es, und lief vor Schrecken in die Küche, sich da zu verstecken.

Eben war es hinein, so war auch schon der schwarze Mann hinter ihm.

In voller Angst rennt es zur andern Thür hinaus in eine Stube und kroch hinter den Ofen.

Kaum aber hatte sichs ein wenig erhohlt: so hörte es den fürchterlichen Mann dicht neben sich hinter der Wand im Schorstein kratzen.

Im neuen Schrecken sprang es aus der Stube und dem Hause hinaus in den Garten, verstekte sich hinter einem Baume, sah mit verstörten Blicken und mit pochendem Herzen nach allen Seiten, und siehe! da kam plötzlich die schwarze Gestalt oben aus dem Schorstein hervor.

Nunmehr fing das Kind an, aus allen Kräften um Hilfe zu schreien.

Der Vater kam und fragte, warum es so schrie? — Das Kind wies mit schüchterner Gebehrde auf den Schorstein; denn noch war es so ausser sich, daß es nicht die Kräfte hatte, ein Wort vorzubringen.

Der Vater lächelte und belehrte den kleinen furchtsamen Menschen, wie wenig Ursach er gehabt, sich so zu ängstigen.

Der Knabe schämte sich, und hörte nachher niemals wieder auf die Erzählungen abergläubischer Leute.

Kleine Belustigungen
für Kinder.

Ein Frühlingsliedchen.

Ihr Freunde des Lenzen,
Erfreuet euch hier!
Umwindet mit Kränzen
Die Schläfe, wie wir.

Uns grünet die Weide;
Uns blühet der Hain;
Uns ladet zur Freude
Die Nachtigal ein.

Dem Hasser der Tugend
Nag' Unmuth die Brust;
Unschuldiger Jugend
Gebühret nur Lust.

Ja, Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Drum, Freunde der Tugend,
Erfreuet euch hier;
Genießet der Jugend
In Unschuld, wie wir. Gleim.

An ein junges Fräulein, dem man weiß gemacht hatte, daß es besser sey, als andre Menschen.

Junges, gnädiges Fräulein, dein Stammvater ist auch der Meinige. Er heißt Adam, nicht Herr von Adam.

Alle Königinnen sind deine Verwandte; aber — sey nicht stolz — deine Magd, das lumpichte Bettelmädchen und die schmierige Hottentottin sind es auch.

Alle Menschen sind Vettern und Basen zusammen: die Deutschen, d[illegible] schwarzen Aethiopier und die Kanibalen, die Franken, die Sachsen und die Baiern; [illegible]e Tagelöhner, die Bauern und die Bettler, wie die Kaiser, die

Könige und die Edelleute. Folglich sind alle Menschen einander gleich. Das wissen viele grosse und kleine Leute nicht.

In Ostindien giebts närrische Leute, die 4 Adams glauben; diese sollen heissen: Brahmin, Situri, Beise und Sudur. Vom ersten sollen die Geistlichen, vom zweiten die grossen Herren, vom dritten die Bürger und vom vierten die Bauern herkommen. Die närrischen Leute!

Auf Jamaika soll es Kaufmannsfrauen aus England geben, die nicht glauben wollen, daß ihre schwarzen Sklavinnen so gut Menschen sind, wie sie. Die albernen Weiber!

Es war einmal eine kleine Königstochter; sie hieß, wo ich nicht irre, Isabelchen, war weiß, wie Schnee, und fein und zierlich, wie ein Püpchen.

Viele große Leute warteten dem kleinen Dinge auf, viele vornehme Leute küßten dem Mägdlein gar das Händlein: alles seines Papas wegen; aber das Närrchen meinte, es geschehe seinetwegen.

Nun sah es oft Straßenkinder von seinem Fenster herab, die ekelhaft und lumpicht umherliefen.

Es sah in seinem Bilderbuche allerlei häßliche wilde Leute, und seine Gouvernantin erklärte ihm diese Bilder.

Da dachte das gute Kind: ich muß doch wohl ein ganz andrer Mensch seyn, wie diese gemeinen, dummen, schmutzigen Leute!

Es sagte dies seinem Garderobemädchen, und das einfältige Ding antwortete: ja freilich, gnädige Prinzeßin!

Es sagte dies seinem Friseur, und der alberne Kerl antwortete: ja freilich, gnädige Prinzeßin!

Es sagte dies seiner Hofmeisterin: aber, aber, was antwortete die! — —

„Diese gemeinen schmutzigen Leute da sind eben so gut Menschen, wie sie, Prinzeßchen; und daß sie anders und besser aussehen, dafür können sie nicht, Kind! Also dürfen sie ja nicht stolz darauf seyn."

Wären sie unter den Jameos erzogen, sie würden noch nicht fünfe zählen können; wären sie im Samojedenlande gebohren, sie würden sich im Schnee wälzen; wären sie unter Schweinen aufgewachsen, Prinzeßchen! sie würden, so wahr ich ehrlich bin, den Sitten nach, ein Ferken seyn!

„Hätte es hingegen dem Könige, ihrem Papa, gefallen, statt ihrer, ein gemeines Mädchen von der Straße aufzunehmen, oder aus dem Samojeden- oder Jameoslande eins kommen zu lassen, und es so sorgfältig und mühsam zu erziehen, wie sie: so würden diese — jetzt gemeine, dumme und eckelhafte Kinder, — so vornehm, klug und niedlich seyn, wie sie."

Isabelchen konnte das nicht begreifen, oder mogt es nicht begreifen. Laß sehn, mein Kind, ob du gescheuter bist? Schlözer.

Ein Liedchen.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt:
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.
Gleich eilenden Blitzen
Entfliehn sie dahin;
Drum will ich sie nützen,
So lang ich noch bin.

Kleine Beschäftig. für Kinder.

Der Gesang der Vögel.

Ein Kind.

Wie schön ertönt's im nahen Wald!
Mein Vater, rund umher erschallt
Gesang; und freudiges Getümmel
Steigt lieblich auf zum hohen Himmel.

Der Vater.

Ja, Kind! zum Himmel tönt's empor,
Der muntern Vögel frohes Chor,
Die mit Gesang den Schöpfer droben
An jedem Morgen dankbar loben.
Und wie dem Vater aller Welt
Der Vögel Lobgesang gefällt;
So läßt er gütig auch dein Lallen,
Wenn du ihm dankst, sich wohlgefallen.

Wilmsen.

Das Ringspiel.

Personen:

1. Vater.
2. Gottlieb.
3. Konrad.
4. Kristel.
5. Karl.
6. Fritz.
7. Lotte.

Gottlieb.

O Vater, wollen wir nicht wieder in den Garten gehen und die Wege harken?

Vater. Es regnet, Gottlieb.

Fritz. O was schadt das?

Vater. Uns nichts, aber unsern Kleidern.

Lotte. O Vater, so gieb uns doch noch eine Lehrstunde, sonst müssen wir gewiß müssig seyn und können nicht davor!

Vater. Lehrstunden habt ihr heute genug gehabt; ich will sehen, ob ich euch nicht sonst etwas zu thun geben kann. — Du, Lotte, hast ja deine Strickrolle da an der Seite hängen! Was denn für Noth? Und ihr andern — wißt ihr was? — wir wollen der Mutter den Spinat verlesen, den sie morgen kochen will. Die soll sich einmal freuen, wenn sie diesen Abend aus der Stadt zu Hause kömmt, und alles schon gethan findet!

Alle. O ja! O ja! das wollen wir.

Lotte. O Vater, laß mich doch mit Spinat verlesen. Ich wollt es gar zu gern.

Vater. Immerhin! Nun da hat jeder seine Porzion; laß sehn, wer am ersten damit fertig seyn wird?

Kristel. Will Vater uns denn auch wieder was erzählen unterdes, daß wir arbeiten?

Vater. Das wollt ich wohl; aber ich mag nicht gern oft allein sprechen. Laßt uns lieber irgend etwas spielen, wobei ihr alle mitsprechen könnt.

Konrad. Ja, können wir denn zugleich arbeiten und spielen?

Vater. Wenn Arbeit und Spiel darnach sind; warum nicht? Ich will euch eins vorschlagen, was euch wenig oder gar nicht stören soll.

Gottlieb. Na, das soll mich doch wundern!

Fritz. Nur zu, Vater!

Vater. Es soll das Ringspiel seyn.

Karl. Das sich so anfängt: Es ist ein Ring von meiner Hand?

Vater. Ja!

Alle. O das!

Vater. Nun?

Einige. O das ist nicht hübsch!

Vater. Warum nicht?

Kristel. Ja, etwas ist wohl hübsch darin, aber etwas ist doch dumm Zeug.

Vater. Wie, wenn wir's so machten? Du, Konrad, gäbest Kristeln den Ring — o es kann auch wohl ein Spinatblatt thun; darauf kömmts ja gar nicht an! — und sagtest dann: nimm hin das! dann antwortete er: Was ist das? Und du sprächest wieder:

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant:
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über groß und klein,
Viel Wunderbar's von manchem Ort,
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Gottlieb. Ja, so ists besser!

Vater. Aber da müßt ihr euch auch darauf gefaßt machen, daß ein jeder etwas zu sagen weiß, so wie die Reihe an ihn kömmt. — Hört, laß uns erst zehn Minuten studiren — hier ist die Uhr! — Unter der Zeit muß keiner ein Wort sprechen, und jeder besinnt sich unterdeß erstlich auf ein Urtheil; ihr wißt doch noch, was das ist — ein Urtheil?

Kristel. I ja, wenn man über etwas urtheilt.

Vater. Wenn man also sagt, daß eine Sache so oder so ist, oder nicht ist. — Zweitens besinnt sich jeder auf etwas Merkwürdiges aus der Geographie, und erzählt uns das; drittens auf ein Räthsel, viertens auf ein Paar Verse, und endlich auf ein Sprichwort. Nun, in zehn Minuten soll's losgehn! — — — — — — Sie sind verflossen! Nun also, Konrad, fang an,

Konrad. (zu Kristel, indem er ihm ein Spinatblatt reicht) Nimm hin das!

Kristel. Was ist das?

Konrad.

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant;
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über groß und klein;
Viel Wunderbar's von manchem Ort,
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Kristel. Dein Urtheil ist?

Konrad. Regenwetter ist auch gut.

Vater. Wozu denn?

Konrad. I, es würde sonst nichts wachsen; und denn so hätten auch die Menschen und die Thiere nichts zu trinken, wenn's nicht zuweilen regnete.

Vater. Könnten denn nicht Brunnen, Bäche und Flüsse seyn?

Konrad. Ja, wie bald würden die vertrocknen! — Und denn, so kann man zu Hause spielen, wenn's draussen regnet.

Vater. Wie wir jetzt; nun weiter!

Kristel. Etwas Merkwürdiges aus der Geographie?

Konrad. Zu Surinam in Amerika giebt es eine Art Ameisen, die man die Visitenameisen nennt. Diese ziehen zuweilen in großen Heeren aus, und wo sie hinkommen, da freuen sich die Leute, und machen ihnen Thür und Fenster auf.

Fritz. I, warum denn?

Konrad. Ja, wo diese Ameisen hinkommen; da durchsuchen sie das ganze Haus, und wo sie nur eine Ratte, eine Maus, eine Wespe, eine Fliege, eine Spinne oder so etwas finden, da beissen sie sie todt und freßen sie auf. Deswegen machen ihnen die Leute, so bald sie ankommen, alle Thüren, und alle Schränke und Kästen auf, und gehen selbst aus dem Hause, um sie nicht zu stören. In zwei oder drei Tagen pfle=

gen sie mit allem fertig zu seyn, und dann ziehen sie weiter.

Lotte. Das sind ja scharmante Thierchen!

Konrad. Ja wohl!

Kristel. Dein Räthsel?

Konrad. Ich hab' ein Paar Pferde gesehen, die fraßen täglich mehr als hundert Scheffel Haber.

Alle. Ho! ho!

Konrad. Ja, und sie standen noch dazu auf Köpfen und fraßen mit Beinen.

Fritzchen. Das ist doch gewiß nicht wahr!

Konrad. Und da war auch ein Huhn dabei, das legte täglich mehr als tausend Eier!

Gottlieb. (mit dem Finger drohend) Konrad, Konrad, weißt du nicht?

Konrad. Was denn?

Gottlieb. Daß man auch im Spaß nicht lügen muß?

Konrad. Ich lüge ja auch nicht! Es ist wirklich wahr.

Kristel. Ah! ich weiß schon, ich weiß schon, wie das ist!

Vater. Nun?

Kristel. Ja, hundert Scheffel Haber können ja gar nicht fressen: also können ja zwei Pferde mehr verzehren, als sie.

Karl. Ha! ha! — Ja, das glaub ich! Nun weiß ich auch, warum das Huhn mehr, als 1000 Eier legen konnte — weil tausend Eier kein einziges legen!

Vater. Richtig! Aber wie kam's, daß die Pferde auf Köpfen standen und mit Beinen fraßen?

Lotte. Das mogten wohl Mißgeburten seyn?

Konrad. Nein!

Lotte. Ja, so weiß ich nicht!

Konrad. Sie standen auf den Köpfen der Nägel, womit ihnen die Hufeisen angenagelt

waren; und ihre Zähne waren von Knochen, oder Bein; das ist ja einerlei!

Alle. Ja so!

Kristel. Na, deinen Reim?

Konrad. Unschuld und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Kristel. Und nun noch dein Sprichwort?

Konrad. Jung gewohnt, alt gethan.

Gottlieb. Nun frag ich Kristeln; nicht wahr, Vater?

Vater. Ja!

Gottlieb. Na, dein Urtheil?

Kristel. Mein Urtheil? — I nun, mein Urtheil ist, daß wir Kinder uns in unserm Urtheile oftmals irren.

Vater. Nun, dasmal hast du gewiß nicht falsch geurtheilt.

Gottlieb. Etwas Wunderbares?

Kristel. In Afrika ist eine Gegend, die man Senegal nennt, wo sich die Engländer angebauet haben. Da soll es ungeheure Schlangen geben, die wohl 40 bis 50 Fuß lang sind.

Fritz. Hu!

Kristel. Wenn sie sich auf dem Schwanze in die Höhe richten: so sollen sie wie Mastbäume aussehen.

Lotte. O die armen Leute, die da wohnen müssen!

Kristel. O sey du nur unbesorgt, Lotte! Was meinst du wohl, die Leute mögen diese großen Schlangen recht gern haben, und leiden gar nicht, daß man eine davon tödten darf.

Lotte. Ist das wohl wahr, Vater?

Vater. Allerdings. Kristel wird dir auch die Ursache sagen.

Lotte. Na?

Kristel. Sieh nur, Lotte, da in eben dem Lande, wo es erschrecklich heiß ist, giebt es auch eine Menge von andern giftigen Thieren und von allerhand Ungeziefer, als Schlangen, Kröten, Eidexen und besonders große Heuschrecken, wovon oft so viel auf einmal angeflogen kommen, daß es ganz finster wird. Da sind nun die großen Riesenschlangen (so nennt man sie) dahinterher und fressen sie auf, und wenn sie das nicht thäten, so würden die Heuschrecken in kurzer Zeit alles Grüne in der ganzen Gegend verzehren. Deswegen können die schwarzen Einwohner dieses Landes gewaltig böse werden, wenn ein weißer Fremdling sich untersteht, eine dieser Schlangen todt zu machen.

Gottlieb. Nun dein Räthsel?

Kristel. Hier ists: Welche Lichter brennen am längsten?

Konrad. Die Wachslichter.

Kristel. Nein!

Konrad. Ja, so weiß ich nicht.

Kristel. Diejenigen, welche der liebe Gott gemacht hat — Sonne, Mond und Sterne,

Gottlieb. Sieh! — Aber nun deinen Reim?

Kristel. Dem kleinen Veilchen gleich, das
im Verborgnen blühet,
Sey immer fromm und gut, auch
wenn dich niemand siehet.

Gottlieb. Das war einmal ein netter Vers! — Na! und dein Sprichwort?

Kristel. Frisch daran,
Ist halb gethan.

Gottlieb. Nun, Karl, frägst du mich.

Karl. Dein Urtheil?

Gottlieb. Mein Urtheil ist: daß wir hier zu Lande doch viel glücklicher sind, als die Grönländer.

Karl. Warum?

Gottlieb. Frag du nur erst weiter, so sollst du es wohl hören.

Karl. Etwas Merkwürdiges aus der Geographie.

Gottlieb. Nun gieb Achtung! — So ein Grönländer ist doch ein recht armseliger Mensch! Er wohnt in einem Loche, das viel elender und schmuziger seyn soll, als unsers Cerberus sein Hundehaus. Darin liegt er vier Monate lang fast ganz müssig; (denn so lange ist es da oben in Grönland Nacht) und friert, daß ihm die Zähne klappern, und hat fast nichts zu essen, als stinkendes Seehundsfleisch. Er selbst und sein Loch triefen beständig von Wallfisch- und Seehundsfett. Aber was das schlimmste ist, so ist er ganz lebendig von Läusen. Und das sind die armen Leute so gewohnt, daß sie sich gar nicht viel daraus machen. Das abscheulichste aber ist, daß diese Läuse auch Scharrenweise auf ihre Speisen herumkriechen, und daß ihnen gar nicht davor eckelt.

Lotte. Fi?

Vater. Du hast doch wohl nicht vergessen, lieber Gottlieb, was ich euch damals auch erzählte, daß der liebe Gott doch auch für diese Grönländer recht wunderbar gesorgt habe?

Gottlieb. Ach ja! — Weil in Grönland selbst kein Holz wächst, so hat der liebe Gott gemacht, daß das Meer eine Menge von Bäumen — Tannen, Espen und Birken — in andern Ländern losreissen und hier herführen muß. Das nennen sie Treibholz. Ohne das würden sie keine Hütten und keine Kähne bauen, auch keine Pfeile zur Jagd verfertigen können. Denn so läßt der liebe Gott in ihrem Lande auch ein gewisses Moos wachsen, das so weich, wie ein Pelz,

ist. Damit verstopfen sie die Ritzen und Spalten in ihren Hütten, und auch Dochte in ihre Lampen machen sie davon. Von dem Seehunde oder Robben können sie fast alles machen, was sie nöthig haben. Aus dem Felle desselben verfertigen sie sich Kleider, Schuh und Stiefel; von den Rippen machen sie Nägel; den Magen brauchen sie als einen Schlauch, um etwas Flüssiges, besonders den Tran, darin zu verwahren; aus den Därmen machen sie sich ihre Hemden, und ihre Strümpfe aus den Fellen der ungebohrnen Seehunde.

Karl. Ist das alles

Gottlieb. Ja!

Karl. So sage dein Räthsel.

Gottlieb. Wo kann man 1000 Meilen in einem Tage reisen?

Kristel. Nirgends!

Gottlieb. O ja; irgendwo.

Kristel. Nu, wo denn?

Gottlieb. Eben da, wo es Länder ohne Einwohner, Städte ohne Häuser, und Flüsse ohne Wasser giebt.

Karl. Ah! ich weiß, ich weiß! — Auf der Landkarte.

Gottlieb. Richtig! — Na, nun will ich dir auch gleich meinen Reim sagen:

Ein Kind, das nicht auf Warnung hört,
Ist sehr beklagenswerth.

Karl. Und dein Sprichwort?

Gottlieb. Müssiggang ist aller Laster Anfang.

Karl. Wer frägt denn nun mich?

Friz. Ich, ich! — Dein Urtheil?

Karl. Es ist heute recht dummes Wetter.

Vater. Dummes?

Karl. Ja, dummes Wetter; es regnet ja immer!

Vater. Also, wenn unser Karl das Wetter zu machen hätte: so würden wir immer Sonnenschein haben?

Karl. Ja,

Vater. Wir werden diesen Abend Erdbeeren mit Milch, nachher junge Erbsen und Mohrrüben mit geröstetem Fleische essen: das sind wohl lauter Sachen, die du nicht magst, Karl?

Karl. O um Verzeihung; das sind ja meine Leibgerichte!

Vater. Aber, wenn du die Welt zu regieren hättest: so würdest du doch nicht alle Jahr Erbsen, Mohrrüben und Erdbeeren wachsen lassen?

Karl. I warum denn nicht? O es sollte mir so ein Menge daran wachsen, daß wir sie nicht alle verzehren konnten.

Vater. Besinne dich, Karl! — Da müßtest du ja auch oft regnen lassen, wenn du so was haben wolltest: und den Regen magst du ja nicht leiden.

Karl. Kann man denn die Früchte nicht ohne Regen wachsen lassen?

Vater. Das kannst du ja versuchen. Pflanze einmal eine Erdbeerstaude in einen Topf, und setze den Topf an einen Ort, wo kein Regen dazu kommen kann: dann wirst du sehen, ob Erdbeeren daran wachsen werden.

Karl. Werden keine daran wachsen?

Vater. So wenig, als an diesem Tische; du müßtest denn die Pflanze fleißig begiessen.

Karl. Na, so könnte man alles andre ja auch begiessen; so brauchts ja doch nicht zu regnen.

Vater. Und mit was für Wasser sollten wir denn begiessen?

Karl. J, mit Wasser aus dem Brunnen, oder aus dem Bache.

Vater. Aber hast du nicht gehört, was Konrad vorher bemerkte, daß wir gar keine Brunnen und Bäche haben würden, wenn es nicht von Zeit zu Zeit regnete?

Karl. Nicht?

Vater. Nein! — Denn woher kömmt denn wohl das Wasser, das in den Brunnen und in den Bächen ist?

Karl. Aus der Erde.

Vater. Und wie kam es vorher in die Erde? Nicht wahr, von Regen, Thau, Schnee und Hagel, die aus den Wolken herabfielen. Von der Oberfläche der Erde drang dies herabgefallene Wasser tiefer ein, und sammelte sich entweder in unterirrdischen Höhlen, aus denen es, wie ein Bach, wieder hervorlief, oder es ward aufgegraben; und so entstand ein Brunnen. Im Grunde also ist alles Wasser, was wir haben, Regenwasser; und wenn's also niemals regnete: so würden wir auch keinen Tropfen Wasser haben. — Nun, Karl, würdest du noch immer nicht regnen lassen, wenn es von dir abhinge?

arl. (Beschämt.) O ja!

Vater. Und scheint's dir nun noch wohl recht geredet zu seyn, wenn jemand bei regnigtem Wetter spricht; es ist heute dummes Wetter! Es ist heute garstiges, abscheuliches Wetter!

Karl. Nein!

Vater. Nun, Kinder, so laßt uns künftig auch besser auf unsre Worte achten, damit wir nicht so unverständig reden, wie wir wohl zuweilen andre Menschen reden hören, die nicht bedenken, was sie sagen. Jede Witterung gereicht zu unserm Besten, der Regen wie der

Sonnenschein, die Kälte wie die Wärme, der rauhe Wintersturm wie die angenehme Frühlingszeit, und Gott allein weiß, wie das alles zum Wohl der Menschen und der Thiere zu jeder Zeit mit einander abwechseln muß. Fern sey von uns der Unsinn, uns einzubilden, daß wir es besser machen könnten, als Er, — der allein weise und allgütige Weltregierer! — Nun, Friz, so frage denn weiter!

Friz. Etwas Merkwürdiges?

Karl. Zu Surinam, in Amerika, welches den Holländern gehört, giebt es eine Art großer Fledermäuse, die eine stachlichte Zunge haben. Diese setzen sich zuweilen an Pferde und Rindvieh, auch wohl an schlafende Menschen an, und lecken so lange an einer und eben derselben Stelle, bis sie eine Ader aufgeleckt haben. Sie machen aber nur eine kleine zarte Wunde, die ganz und gar nicht weh thut, und die auch bald wieder zuheilt. Derjenige, dem sie auf diese Weise zur Ader gelassen haben, befindet sich am andern Morgen munterer und leichter, als vorher, weil sie ihm das dicke träge Blut ausgesogen haben. Daher wünschen sich dort viele Leute, daß eine solche Fledermaus des Nachts zu ihnen kommen möge.

Friz. Das ist doch närrisch! — Na, sage dein Räthsel.

Karl. Was macht die Pferde fett?

Friz. I, wenn sie viel Haber zu fressen kriegen.

Karl. Nein! — Des Herrn Auge.

Friz. Ist das wohl wahr, Vater?

Vater. Ich meine ja, Friz. Nicht wahr, wenn der Herr selbst fleißig in den Pferdestal geht und zusieht, ob seine Pferde auch recht gefuttert werden; so wird der Knecht wohl immer

darüber aus seyn, den Pferden ihr gehöriges Futter zu geben, und sie hübsch reinlich zu halten?

Friz. Ja!

Vater. Nun, dann werden sie auch wohl fett werden. Wenn aber der Herr sich nicht selbst um sein Vieh bekümmert, ja dann vergessen die Bedienten auch wohl zuweilen ihre Pflicht, und dann muß es das arme Vieh entgelten.

Friz. Gut; ich will unserm Kaninchen immer selbst Gras bringen. — Nun sage auch deinen Reim.

Karl. **Ein weises Herz ein froher Muth,**
Sind köstlicher, als Geld und Gut.

Friz. und dein Sprichwort?

Karl. Hier ists! — **Was du thust, da gehe frisch daran.**

Vater. Nun, Lotte, jezt frägst du deinen Nachbar Friz.

Friz. Nur zu!

Lotte. Dein Urtheil?

Friz. Mein Urtheil? — J! — Ja, wie muß ich das denn machen, Vater?

Vater. Wie sieht dieser Spinat aus, Friz?

Friz. Grün.

Vater. Siehst du! da hast du ja gleich ein Urtheil gemacht.

Friz. Was denn für eins?

Vater. **Dieses, der Spinat ist grün.**

Friz. Ist denn das ein Urtheil?

Vater. Ja wohl! Man urtheilt, Friz, wenn man sagt, was eine Sache ist, oder auch nicht ist. Nun, du hast gesagt, der Spinat wäre grün, also hast du ja darüber geurtheilt.

Friz. Na, das ist gut; n : war wirklich schon bange, daß ich nichts wüßte.

Lotte. Etwas Wunderbares?

Friz. O das weiß ich! Vater erzählte uns einmal von Lüneburg, daß da ein Salzwerk wäre, und daß ein Schwein die Salzquelle zuerst aufgewühlt hätte.

Vater. Richtig! Und was für eine Ehre haben die Lüneburger dafür dem Schweine erwiesen?

Friz. Sie haben einen Schinken davon aufbewahrt in einem Glasschranke, und darüber haben sie mit goldenen Buchstaben auf lateinisch geschrieben: daß dies Schwein die Salzquelle erfunden habe.

Lotte. Dein Räthsel?

Friz. Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit.
Was ist das?

Lotte. O das ist ja so ein altes Ding; — Ein Zuckerhut!

Friz. Ja, du hasts schon gewußt, sonst hättest du es mir nicht errathen sollen!

Lotte. Dein Reim.

Friz. Wenn ich artig bin,
Und ohn Eigensinn
Thue, was ich soll:
O wie ist mir wohl!
Mich lobt der Papa,
Mich liebt die Mama;
Alles freuet sich,
Lobt und liebet mich.

Lotte. Nun noch dein Sprichwort!

Friz. Eine Hand wäscht die andre.

Vater. Was soll das wohl heissen, Friz?

Friz. Ja, wenn man andern Leuten was zu Gefallen thut, so thun sie einem wieder was zu Gefallen.

Vater. Richtig! Nun, das gieng ja recht gut, Friz! Jezt, Lotte, kömmt die Reihe an

uns beide. Wer von uns soll zuerst fragen: du oder ich?

Lotte. Du.

Vater. Dein Urtheil?

Lotte. Daß die Faulheit den Menschen verdirbt.

Vater. Wie so?

Lotte. Ja, wenn man nicht fleißig arbeitet, so wird man ungesund, und es fält einem lauter dummes Zeug ein.

Gottlieb. Und man ist auch so unzufrieden!

Kristel. Und wird gar nicht stark.

Karl. Ja, und das Essen schmekt einem auch gar nicht so gut, als wenn man recht fleissig gewesen ist.

Vater. Und dann, so entbehrt auch ein fauler Mensch der großen Freude, die der Fleissige alle Abend empfindet, wenn er bedenkt, was er alles den Tag über gethan hat. — Nun weiter! An was für eine Merkwürdigkeit aus der Geographie erinnerst du dich denn?

Lotte. Ich weiß noch wohl, wo der Sago wächst.

Vater. Nun, wo denn?

Lotte. In Ostindien. Da giebts einen Baum, der heißt die Sagopalme. Na, dieser Baum hat inwendig so ein Mark, wie bei uns der Ahorn. Dieses Mark nehmen die Leute heraus und troknen es; das ist denn der Sago, wovon wir Suppen machen.

Vater. Erinnert sich jemand unter euch, was ich euch von diesem Sagobaume einmal erzählt habe? Wie der liebe Gott ihn verwahrt hat?

Kristel. Ach ja! Er ist ganz stachlicht von aussen.

Vater. Worüber die Reisenden sich oft zu beklagen pflegen: aber haben sie wohl Recht, darüber zu klagen?

Kristel. O nein! — Wenn diese Stacheln nicht wären: so würden die wilden Schweine, die den Mark der Sagopalme auch gern fressen, die Bäume gewiß alle zerstören.

Vater. Und dann müßten viele Indianer, die fast einzig und allein von diesem Baume leben, verhungern, und wir würden auch keine Sagosuppen mehr essen können. — Nun, dein Räthsel?

Lotte. Warum thut der Hahn die Augen zu, wenn er krähet?

Karl. Es mag ihm wohl so sauer werden.

Lotte. O nein! Seine Hennen sollen glauben, daß er's auswendig gelernt habe.

Alle. Ha! ha! ha! das ist närrisch.

Vater. Nun, und dein Sprichwort?

Lotte. An Gottes Segen ist alles gelegen.

Vater. Bravo! — Jezt also werde ich gefragt werden.

Lotte. Dein Urtheil?

Vater, Ist dieses: daß ihr heute alle recht fleissige Kinder gewesen seyd! Unsre Arbeit ist ja gleich vollendet.

Lotte. Nun erzähle uns auch etwas Merkwürdiges; aber was wir noch nicht wissen: hörst du, Väterchen?

Vater. Laßt sehn, ob ihr dies dafür wollt gelten lassen. Am persischen Meerbusen — ihr wißt doch noch, wo der ist?

Alle. O ja! o ja; da unten in Asien!

Vater. Nun, in der Gegend dieses Meerbusens also entsteht zuweilen ein sehr gefährlicher Wind, den man dort zu Lande Samiel oder

Samum nennt. Dieser Wind ist brennend heiß und tödtet auf der Stelle alles, was er unterwegens antrift, es sey Mensch oder Thier. Doch zum guten Glücke fährt dieser Wind nicht dicht auf der Erde her. Wenn daher die Leute an gewissen Kennzeichen merken, daß er losbrechen will: so werfen sie sich flugs mit dem Gesichte auf die Erde, und dann thut er ihnen nichts. Diejenigen aber, die er übereilt und erstickt hat, liegen da, als wenn sie schliefen. Sie sind aber durch und durch verbrannt; wenn man sie daher beim Arme oder beim Beine faßt: so lösen sich Arm und Bein ab, und man behält sie in der Hand. — Gut, daß dieser schlimme Wind nicht auch bey uns weht!

Lotte. Nun dein Räthsel?

Vater. Wann hat man weniger, als gar nichts?

Lotte. Ja, das weiß ich nicht.

Gottlieb. O ich weiß es! Wenn man nichts hat, und noch dazu etwas schuldig ist.

Vater, Richtig. — Jezt ist also noch mein Sprichwort übrig.

Lotte. Nein, mit Erlaubniß! Erst deinen Reim.

Vater. Ah! den hätt ich bald vergessen.

Recht thun, und edel seyn und gut,
Ist mehr, als Geld und Ehr;
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist brav, und mit sich eins,
Scheucht kein Geschöpf und fürchtet keins

Und hier endlich mein Sprichwort:

Ehrlich währt am längsten.

Kristel. Mein Stückchen Arbeit ist just fertig.

Alle. Meins auch! Meins auch!

Vater. Dann laßt uns sehn, ob die Mutter noch nicht angefahren kömmt, um ihr mit dem verlesenen Spinat entgegen zu laufen! C.

Die Blumen.

Ludewig und Karoline wurden von ihren liebreichen Vater öfters mitgenommen, wenn er ausgieng. Besonders geschah dieses, wenn sie durch Folgsamkeit und gutes Betragen seine Zufriedenheit verdient hatten.

Eines Nachmittages, da sie sich auch ein vorzügliches Recht zu diesem Vergnügen erworben, nahm sie der Vater beide an die Hand und führte sie in einen herrlichen Garten.

Als sie dahin kamen, baten ihn die Kleinen, ob sie wohl allein darin spielen dürften? Der Vater erlaubt' es ihnen, und gieng mit dem Besitzer desselben ins Gartenhäuschen, um sie ihrer Freude ganz zu überlassen.

Der Garten war voll der schönsten Blumen. Beide Kinder waren sonst bescheiden, wenn sie etwas wünschten, und warteten gern, bis es ihnen gegeben oder erlaubt ward. Diesmal aber vergaßen sie sich, und mogten ihrer Begierde, Blumen zu haben, nicht widerstehen.

Sie giengen beide und pflükten die schönsten, die sie fanden.

Karoline wies ihren Straus dem Bruder; der fand, daß der Seinige nicht so schön wäre, und lief hin, um andere zu pflücken.

Geschwind lief Karoline hin, und pflükte auch noch einen. Den fand Ludewig wieder besser, und wollte sich nicht zuvor kommen lassen Und so pflükten sie in die Wette, Ludewig Hut

und Taschen voll, Karoline Schürze und Körbchen voll, bis fast alle Beete kahl waren.

Nun erst fiel es Karolinen ein, wie unbesonnen und unbescheiden sie gewesen wären: sie mogte die verheerten Beete nicht mehr sehen, die noch vor wenigen Minuten so schön waren, und die sie verwüstet hatten. —

Vor Scham wußte sie nicht, wo sie die gepflükten Blumen lassen sollte. Da bat sie ihren Bruder Ludewig, sie ihr abzunehmen; aber dem gieng es eben so.

Indem sie nun traurig und beschämt da standen, kam der Vater mit seinem Freunde, und erschrak, als er die Verwüstung im Garten und die Unlust an seinen Kindern sahe.

Sie wollten erzählen und konnten nicht: endlich bracht es Ludewig stotternd heraus.

Der Vater bat seinen Freund für sie um Verzeihung, der zum Glück einer von den Menschen war, die leicht verzeihen, und es gern that.

Dann blickt er sie ernsthaft an, und wollte sie wieder verlassen.

Aber die Kinder hingen sich an seinen Arm; O, bester Vater! baten sie, laß uns nicht wieder allein; du siehst, wir sind noch nicht gut genug, daß wir allein bleiben können. Wir wissen nun, wie nöthig wir deiner Aufsicht haben. Gewiß, wir wollen nicht eher wieder verlangen, allein zu seyn, bis wir uns gewöhnt haben immer an uns zu denken, und uns immer erst zu fragen, obs auch gut ist, was wir thun wollen?

Karoline Rudolphi.

Lieschens Klage über Frizchens Tod.

Frizchen, mein Bruder, starb! o wenn er noch lebte! o wenn! o wenn! o wenn!

Welch Lieschen hat nicht ein Frizchen nöthig, einen Bruder Frizchen! Für ein anderes Frizchen dank ich.

Seliges Frizchen! warum nahmst du mich nicht mit? warum die Nachtigal? warum? —

Das Vögelchen verschied in Frizchens Hand. Sie hatten sich sehr lieb, — das Vögelchen und Frizchen! Ich sah sie beide sterben. Sie liessen nicht von einander.

Friz sieht mich an. Was siehst du, Frizchen? Was? — Ich weinte — sollt ich nicht?

„Still, Lieschen," ich hör es ihn noch sagen, „ still, Lieschen, bleib bei Vater und „Mütterchen; ich finde dort auch ein Lieschen, „unser Schwesterchen, dort, wo der liebe Gott „seinen Himmel hat, der besser als seine „Erde ist, auch wenn Felder und Wiesen voll „sind. Hilf ihn bitten, sehr bitten, den lieben „Gott, daß er mich in den Himmel nimmt, und „auch mein Vögelchen herein läßt — uns beide „für einen. Du bist ein gutes Mädchen, der „liebe Gott thut dirs gewiß zu gefallen!"

Friz sah gen Himmel und seufzte; das Vögelchen sang noch aus; und jedes neigte sein Köpfchen auf die Brust, und jedes starb.

O wenn sie noch lebten! wenn Bruder Frizchen noch lebte!

Dort leben sie beide, Frizchen, auch sein Nachtigälchen. Was kommts dem lieben Gott auf ein Pläzchen für ein Nachtigälchen an?

Aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie.

Lieschen zum Schmetterling.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich!

Sieh den Sperling, der auf dich lauert, und seinen Schnabel wezet, um dich als einen Braten zu essen, und Sallat von dem Blätchen, wo du sitzest, dazu zu picken.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich! Ich will dir nicht einen Flügel ausreissen, oder einen Fuß, oder dich ängstigen, Närrchen! Nein! Du bist klein, wie ich!

Georg, mein größerer Bruder, fängt sich grössere Vögel, und er geht nicht mit ihnen um, wie ich mit dir umgehen werde. — Weißt du, was ich will? Ich will dich ein wenig ansehen, schönes Jüngferchen, nicht lange. —

Ich weiß, du lebst nur kurz, armes Vögelchen! Künftigen Sommer bist du nicht mehr, und ich bin schon sieben Sommer alt. —

Ich will dich nicht vom Leben aufhalten, armes Vögelchen; aber besehen will ich dich, dein niedliches Köpfchen, und dein schlankes Leibchen, und deine spitzen Flügelchen, das will ich besehn.

Und damit du keine Zeit verlierst, werd ich dir ein Blätchen vorhalten, damit du während der Zeit essen kannst.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich! Närrchen, ich mein es gut mit dir.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich!

Aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie.

Friz und der Käfer.

So, — Punktum! — nun hinaus ins Feld,
der Abend ist so schön;
Nun will ich Thierchen groß und klein
im Mondesglanze sehn!

Da kommt der schöne Mond schon her;
willkommen, lieber Mann!
Wie man dich, und die Sternelein
doch nie gnug sehn kann!

So sagte Friz, und sprang ins Feld,
und freute herzlich sich;
That recht daran! — Mach du's auch so,
erst lern, — dann freue dich.

Stand da ein kleiner Apfelbaum,
an dessen Stämchen kroch
Ein brauner Käfer, sorgenlos,
der nicht von dannen flog.

Gleich war nun unser Frizchen da:
komm her, du Räuber, her!
Empfang den Lohn; denn du zerfrißt
mein Bäumchen gar zu sehr.

Er nahm das Thierchen, band am Fuß
ein seidnes Fädchen ihm!
Und, wenn es angstvoll aufwärts flog,
wollt er's herunter ziehn.

Es flog, er zupfte, — und das Bein
am Fädchen riß; da sprach —
Der Käfer? Nein; des Knaben Herz,
als sprächs dem Käfer nach.

„Denk, ich sey Mensch, und Käfer du;
dich hungerte, wie mich.

Und weil du deine Nahrung suchst,
nur darum quält ich dich!

Wiß es, Ein Gott hat uns gemacht;
quäl ja kein Thierchen mehr!
Ach wüßtest du, wie weh mirs thut,
mein Füßchen, ach wie sehr!“

Friz ließ den Käfer: doch für ihn
War alle Lust dahin;
Faßt, Kinder, was sein Herz ihm sprach,
ja fest in euren Sinn! Rühl.

Frizens Morgenlied.

Du, lieber Gott, hörst gern es an,
Wenn Kinder Dank dir bringen;
Drum will ich jezt, so gut ich kann,
Dir auch mein Loblied singen.

Mich hat ein sanfter Schlaf erquickt,
Ich bin gesund und fröhlich.
Wie viele sind nicht so beglückt,
Sind krank, sind nicht so fröhlich!

Ja, lieber Gott, dir sag ich Dank;
Du lässest jeden Morgen
Mit nöthger Speise und mit Trank
So gütig mich versorgen.

Für meine Eltern dank ich dir,
Die mich so zärtlich lieben;
Auch für die Freunde dank ich dir,
Die mich im Guten üben,

O, laß uns diese Eltern noch
Recht lange, lange leben!
Thu, lieber Gott, o thu es doch,
Laß sie noch lange leben!

Wir wollen (ich und Bruder Gust)
Sie auch recht oft erfreuen;
Wir wollen lernen, recht mit Lust,
Nie Fleiß noch Mühe scheuen.

Wir wollen leben, so wie hier
Die Menschen leben sollen:
Wenn sie sich hier, und dort, bei dir,
Im Himmel freuen wollen.

Ein Ungenannter.

Der Klügste giebt nach.

Johann und das Pferd.

Wüthend schlug Johann sein Pferd;
Und da dies sich wieder wehrt,
Steiget seine Wuth aufs höchste,
Einer, der vorübergeht,
Ruft mit Lachen aus: „Ei, seht!
Wer ist da doch wohl der Klügste?“

Wehnert.

Zwei Kinder, die sich selbst regieren wollen.

Anton. Vater, ich wollte, daß ich schon groß wäre; so groß wie du!

Vater. Und warum wolltest du das, Anton?

Anton. Ja, dann hätte mir keiner mehr was zu befehlen, und ich könnte thun, was ich wollte.

Vater. Das wäre wohl was schönes, gelt, Anton?

Anton. O so herrlich!

Vater. Lieschen, was sagst du dazu? Möchtest du auch wohl thun dürfen, was du Lust hättest?

Lieschen. Das glaub ich!

Anton. Das sollte gehn! Du, und ich, Lieschen — juch!

Vater. Nun hört, Kinder; die Freude kann ich euch wohl machen. Von Morgen früh an, sollt ihr die Erlaubniß haben, zu thun, was ihr wollt.

Beide (aufspringend) Sollen wir?

Vater. Eure gute Mutter und ich und alle Erwachsene im Hause wollen einmal nichts zu befehlen haben.

Beide (hüpfend und springend) Nicht? o je! o je! daß soll einmal eine Lust seyn!

Vater. Ja, was noch mehr ist, wir wollen euch diese Freiheit nicht blos Morgen, sondern so lange geben, bis ihr uns selbst bitten werdet, daß wir sie euch wieder nehmen mögen.

Anton. O das soll denn gewiß lange währen!

Vater. Nun es soll mir lieb seyn, wenn ihr künftig euch werdet allein regieren können. Morgen also bekümmert sich um euch kein Mensch.

Der Morgen kam. Statt, daß die Kinder sonst um sechs Uhr geweckt wurden, weckte sie jezt niemand, und sie schliefen daher bis nach Achten.

Von langem Schlafen aber wird man träge und unlustig; das waren denn Anton und Lieschen auch, da sie endlich von selbst erwachten, und jeder sein Bett verließ.

Indeß ermunterten sie sich doch bald durch den fröhlichen Gedanken, daß sie heute thun und lassen konnten, was sie wollten.

Aber was wollen wir denn nun, Lieschen? fragte Anton seine Schwester, da beide angezogen waren, und ihr Frühstück verzehrt hatten.

Lieschen. I, wir wollen spielen!

Anton. Aber was?

Lieschen. I nun, wir wollen Kartenhäuser bauen.

Anton. O das ist ein dummes Spiel; das mag ich nicht!

Lieschen. So laß uns Blindekuh spielen.

Anton. Ja, wir beide! wenn du sonst nichts weißt!

Lieschen. Oder mit Knipkügelchen.

Anton. Das mag ich auch nicht mehr leiden.

Lieschen. Na, so sag du was bessers.

Anton. Weißt du was? Wir wollen den ganzen Tag auf Steckenpferden reiten.

Lieschen. O das ist was rechts! Nein, das thu ich nicht.

Anton. Na, so wollen wir Fuhrmann spielen; du sollst daß Pferd und ich will der Kutscher seyn.

Lieschen. Ja, daß du mich wieder mit der Peitsche träfest, wie letzt; weißt du noch?

Anton. I nu, das that ich ja nicht gern!

Lieschen. Ja, aber es that doch weh; nein, nein, da wird nichts draus!

Anton. O du willst auch gar nichts! — So laß uns Jagd spielen; ich will der Jäger, und du sollst der Hirsch seyn; komm, komm Lieschen!

Lieschen. Mit deinem Jagdspielen! Da kömmst du mir immer mit.

Anton. Na, so will ich gar nicht mit dir spielen; daß du's nur weißt!

Lieschen. Und ich nicht mit dir; daß du's auch nur weißt!

Mit diesen Worten gieng der Eine in diese, die Andere in jene Ecke des Zimmers, und ließ die Lippe hängen.

Lange saßen sie da und maulten, und sprachen kein Wort mit einander. Darüber schlug endlich die Glocke zehn, und von dem schönen Vormittage waren nun nur noch zwei Stunden übrig; als Anton sich endlich umwandte, und zu seiner Schwester sagte:

So komm denn; ich will Knipkügelchen mit dir spielen.

Lieschen. Ja, aber ich habe keine Kügelchen, und du bist mir noch zwölf schuldig, die mußt du mir geben.

Anton. O was ich dir gestern schuldig war, das gilt nicht mehr!

Lieschen. J, warum denn nicht?

Anton. Ja, weil uns heute keiner was zu befehlen hat.

Lieschen. O ich werd' es wohl dem Vater sagen!

Anton. J, der Vater will uns heute ja auch nichts zu befehlen haben!

Liechen. Na, so spiel ich nicht!

Anton. So laß es bleiben!

Abermals eine traurige Pause; abermals jeder in seinen Winkel! Anton pfif, Lieschen fieng an zu trillern; Anton holte sich eine Peitsche, um damit zu klatschen, Lieschen ihre Puppe, um damit zu plaudern; Anton brummte, Lieschen seufzte.

Darüber hörte man die Glocke eilfe schlagen, und von dem schönen ungebrauchten Vormittage war nun nur noch eine einzige Stunde übrig.

Anton warf unmuthsvoll seine Peitsche, und Lieschen ihre Puppe weg. Beide sahen sich einander

ander an, und wußten nicht, was sie sich sagen wollten. Endlich sprach Lieschen:

Nun so komm denn; ich will dein Pferd seyn.

Anton. Na, das ist gut! Sieh, hier habe ich einen langen Bindfaden; der soll mein Zügel seyn. Da, nimm ihn in den Mund.

Lieschen. Warum nicht gar! Kannst ihn mir ja um den Leib, oder an den Arm binden!

Anton. Wie du doch sprichst! Hast du denn nicht gesehen, daß die Pferde das Gebiß im Maule haben, und daß der Zügel dran sitzt?

Lieschen. Ich bin ja aber kein rechtes Pferd!

Anton. Ja, du mußt dich aber doch so anstellen.

Lieschen. O das ist nicht nöthig!

Anton. O du willst auch alles besser wissen! So nimm doch!

Lieschen. Nein, in den Mund nehm' ich ihn nicht.

Anton. So laß es bleiben! So will ich gar nicht spielen.

Lieschen. Und ich auch nicht.

Wiederum der vorige langweilige Auftritt; Anton in der einen, Lieschen in der andern Ecke. Anton nahm wieder seine Peitsche, Lieschen ihre Puppe; aber die Peitsche wollte dem Einen, die Puppe der Andern kein Vergnügen machen. Anton seufzte, Lieschen weinte; zuletzt weinte Anton auch.

Darüber wurd' es Mittag, und der Vater kam, sich zu erkundigen, ob es ihnen gefällig wäre, zum Essen zu kommen.

„Aber was fehlt euch dem?“ fragt' er, da er sie beide weinen sah.

O nichts! antworteten die Kinder, wischten sich die Thränen ab, und folgten dem Vater zum Mittagsessen.

Auf dem Tische waren diesmal vielerlei Gerichte, auch Wein, und ein Weinglas bei jedem Teller.

Kinder, sagte der Vater, wenn ich euch noch zu befehlen hätte, so würde ich euch nicht von allen diesen Gerichten essen, auch keinen Wein, oder höchstens nur sehr wenig trinken lassen, weil ich weiß, daß vielerlei Speisen und der Wein den Kindern schädlich sind.

Aber ihr seyd nun heute einmal eure eigene Herren; ihr dürft also auch essen und trinken, was ihr Lust habt.

Die Kinder ließen sich dieses nicht zweimal sagen; das Eine foderte sich dies, das Andere jenes, und beide schenkten sich ein ganzes Glas voll Wein ein.

„Aber, Kind, flüsterte die Mutter dem Vater ins Ohr, sie werden krank darnach werden!“

„Ich weiß wohl, liebe Frau, antwortete der Vater leise; aber es ist besser, daß sie einmal krank werden, und dabei schon jetzt lernen, wie sehr man sich durch Unmäßigkeit schadet, als daß wir jetzt für ihre Gesundheit sorgen, und ihnen diese wichtige Lehre dadurch entziehen.“

Die Mutter sahe ein, daß der Vater Recht habe, und ließ es geschehen.

Jetzt stand man auf. Der Bauch der Kleinen war ungewöhnlich ausgespannt, und ihr Köpfchen fieng an zu schwindeln.

Komm, Lieschen! schrie Anton, und riß das taumelnde Mädchen mit sich fort in den Garten.

Der Vater folgte ihnen von fern nach.

In dem Garten war ein kleiner Fischteich, auf dem Teiche ein kleiner Kahn, und Anton hatte Lust hineinzutreten.

„Aber weißt du nicht, sagte Lieschen, daß uns das verboten ist?“

Verboten? antwortete Anton; weißt du denn nicht, daß uns heute nichts verboten ist?

„Ach ja, das ist auch wahr,“ sagte Lieschen; gab ihrem Bruder die Hand und beide traten in den Kahn.

Hier näherte sich der Vater; doch fand er für gut, sich noch nicht zu zeigen.

Er wußte, daß der Teich nicht sehr tief war. „Und wenn sie nun auch hinein fielen, dacht' er, so kannst du sie ja gleich wieder herausziehn.“—

Die Kinder wollten den Kahn los machen, um darin zu fahren: aber es fand sich, daß er fest angekettet war.

„So wollen wir wackeln!“ rief der rüstige Anton; und fieng an, den Kahn auf und nieder schwancken zu lassen.

Aber plötzlich geriethen beide ins Stolpern; Eins ergriff das Andere, um sich zu halten; aber plump! lagen beide über Bord und im Wasser.

Schnell, wie der Blitz, sprang der Vater hinzu, ergrif mit jeder Hand eins seiner thörigten Kinder, und trug sie halb entseelt zu Hause.

Hier mußten beide sich auf die heftigste Weise übergeben, indem man sie rüttelte und umkleidete; bis sie endlich ganz ermattet und mit fürchterlichen Kopfschmerzen zu Bette getragen wurden.

Zu den Kopfschmerzen gesellten sich auch Bauchweh und beständige Uebelkeit, welche von Zeit zu Zeit ein neues heftiges Erbrechen mit großen Beängstigungen verursachte.

In diesem traurigen Zustande brachten sie also die ganze übrige Hälfte des Tages unter unaufhörlichen Seufzen und Weinen hin, bis sie endlich vor Mattigkeit einschliefen.

Früh am andern Morgen trat der Vater vor ihr Bett und fragte, wie sie geschlafen hätten?

„Ach, gar nicht gut! antworteten beide mit leiser kränklicher Stimme.“

„Wir haben immer aufstehen müssen, und der Kopf und der Bauch haben uns sehr weh gethan.“

Ihr armen Kinder! sagte der Vater! ich beklage euch.

Aber — fuhr er nach einer Weile fort — wie steht es denn heute mit eurem freien Willen? Ihr werdet ihn doch wieder haben wollen?

„O ja nicht! ja nicht!“ riefen beide mit großer Heftigkeit.

Aber, warum nicht? fragte der Vater; ihr sagtet ja, daß das so herrlich wäre, thun zu können, was man wolle!

„O wir sind wohl recht dumm gewesen!“ antwortete Anton.

„Ja gewiß, recht dumm!“ sagte Lieschen.

Vater. Ihr wollt also nicht wieder eure eigene Herren seyn?

Beide. O nein, nein! lieber Vater; sage du uns wieder, was wir thun sollen; da gehts uns viel besser.

Vater. Bedenkt euch wohl, was ihr thut; denn wenn ich euch wieder befehlen soll: so werd ich anfangen, euch etwas sehr Unangenehmes zu befehlen.

Beide. O wir wollen gern alles, alles thun!

Vater. Seht, hier hab ich ein braunliches Pulver, heißt Rhabarber, schmeckt sehr häßlich, aber ist ungemein gut für Leute, die, so wie ihr, sich durch Unmäßigkeit den Magen verdorben haben. Wenn ihr nun noch wollt, daß ich euch wieder befehlen soll, so gebiethe ich euch, dies Pulver einzunehmen. Soll ich?

Beide. Ja, ja, lieber Vater! Und wenn's auch noch so garstig schmekte.

Der Vater rührte jedem ein Pulver ein, und gab's ihnen. Die Kinder, ohne den Mund dabei zu verziehen, schluckten die bittere Arzenei beherzt hinunter. Diese that ihre Wirkung, und beide genesetén.

Wenn man ihnen nachher eine recht große Strafe drohen wollte; so sagte man zu ihnen: ihr sollt wieder eure eigene Herren seyn! und die Kinder zitterten dabei mehr, als andere, zu denen man sagt: ihr sollt die Ruthe kriegen! C.

Frizchens Tischgedanken.

Schon wieder Hunger; aber auch
Schon wieder keine Noth!
Der liebe Gott, nach altem Brauch,
Ist da, mit Speis' und Brod.

Wo nimmt Er's doch auch alles her,
Für so viel Alt und Jung?
Auf Erden, in der Luft, im Meer
Hat jeder Mund genung.

Du speisest alles, was sich regt,
Mit Freuden und mit Lust!
O Herr! ich bin sehr tief bewegt,
Und voll ist meine Brust!

Wie sich mein lieber Vater freut,
Wenns seinem Frizchen schmekt,
So hast auch du all weit und breit
Den grossen Tisch gedeckt.

Wir essen all' und trinken all',
Und danken unserm Gott!

Ein süßer Dank, ein Dank mit Schall! —
Wir danken unserm Gott!

Wer äße nun nicht herzlich froh,
Und tränke wacker drauf? —
Ach Gott! der arme Mann auf Stroh
Sieht auch zu dir hinauf.

Er hungert doch nicht, lieber Gott?
Gieb doch dem armen Mann
Auf Stroh auch ein klein Stückchen Brod,
Du, der so vieles kann! Overbeck.

Frizchens Dankgebet nach Tische.

Daß ich nun wieder fröhlich bin,
Gesättigt und genährt,
Das dank' ich dir in meinem Sinn,
Du, der du mirs bescheert!

Ich will auf deinen Segen baun,
So oft es mir gebricht,
Und deiner Gütigkeit vertraun,
Denn du versäumst mich nicht.

Ich will doch aber redlich seyn
In allem, was ich thu;
Du giebst dem Redlichen allein,
Die andern hassest du.

Sei immer noch mein Herr, mein Gott,
Mein Vater und mein Schutz;
So biet' ich sicher jeder Noth
Und jedem Uebel Troz. Querbeck.

Frizchen nach der Arbeit.

Nun, wohl bekom es mir!
Ich bin auch endlich müde!
Doch süßer, süßer Friede;
Liegt auf der Seele hier.

Ich hab mein Werk gethan,
Nun ruhet aus, ihr Glieder!
Auf Morgen ruf' ich wieder;
Dann gehts von neuem an.

Wie wohl ist mir zu Sinn!
Die Blumen alle winken,
Und wunderfreundlich blinken
Die Sternchen nach mir hin.

Der Abend ist so schön;
Mit ruhigem Gewissen
Kann ich ihn nun geniessen;
Und froh zu Bette gehn.

Wie wird' es anders seyn,
Hätt' ich heut nichts gelesen,
Und wäre faul gewesen:
Mich würde nichts erfreun.

Beschämt würd' ich den Kopf
Auf beiden Armen stützen,
Und in der Stube sitzen
Erbärmlich wie ein Tropf.

Dann fragte mich Papa:
"Wie ists? was kann dir fehlen?
Weißt du nichts zu erzählen?„
Kein Wörtchen wüßt ich da.

Dann käme Fiekchen her,
Und suchte mich mit Necken

Vom bösen Traum zu wecken:
Doch Fiekchen hin und her!

Verdrießlich würd ich dann,
Mich ärgerten die Wände,
Und, und — ich fieng' am Ende
Wohl gar zu weinen an.

O wie ists doch so gut
Um Arbeit und Geschäfte!
Wie stärkt es Muth und Kräfte,
Wenn man was Nützes thut!

Dank sey dem lieben Gott:
Er stärkte mich auch heute,
Daß ich den Fleiß nicht scheute,
Und ehrte sein Gebot.

Nun auch zum süßen Lohn
Getrost zu Tisch gesessen!
Wer schaffet, darf auch essen;
Mich dünkt, ich schmeck' es schon.

Overbek.

Frizchen an den Tod.

Wenn ich nun alt erst bin und groß,
Und habe viel gethan,
Dann bringe mich in Gottes Schooß,
Du schwarzer Knochenmann!

Noch laß mich leben, denn ich bin
Noch lange nicht geschickt,
Und habe manches noch im Sinn;
Wenn mirs nur alles glückt.

Ich möchte wohl, im Ernst gesagt,
Vor allen andern hier

Der beste seyn! Ich hab' gedacht,
Der Wunsch gezieme mir.

Das ist kein tüchtiger Soldat,
Fiel mir aus Büchern ein,
Der nie darauf gesonnen hat,
Mal General zu seyn.

Wohlan denn, Frizchen! dacht ich da,
Was rechtes oder nichts!
Und guten Beistand hast du ja!
Der liebe Gott versprichts.

Je mehr wir thun, je lieber ist
Es unserm guten Gott;
Und wenn du nun ein Mann erst bist,
Dann hats nicht weiter Noth.

Sieh, lieber Hain, *) das ist mein Ziel;
Drum gehe nur vorbei!
Es fehlt mir noch so viel, so viel;
Die Sach' ist noch zu neu.

Und ich bin klein und arm und schwach;
O wär ich doch erst groß!
Und gut! — dann bring mich allgemach
Du Hain, in Gottes Schooß!

Overbek.

Ein Bild vom menschlichen Leben.

An einem stürmischen Tage stand Lotte mit ihrem Vater am Fenster, aus welchem man viel Wiesenland übersehen konnte.

Am Himmel flohen einzelne Wolken — bald kleinere bald größere — sehr schnell vorbei,

*) So viel als: lieber Tod.

so daß man oft im Schatten, aber auch bald wieder im Sonnenscheine stand.

Lotte sah den Schatten über die Wiese laufen und sprach: " O sieh, sieh, Vater, wie der Schatten dahinunter läuft! Nun ist die Wiese ganz dunkel; nun wieder hell! — O sieh! da kömmt schon wieder ein schwarzer Schatten! Da ist er schon wieder weg!"

Vater. Die meiste Zeit ist doch Sonnenschein auf der Wiese. Nicht, Lotte?

Lotte. O ja; nun ist sie schon lange hell gewesen; aber da kommt schon wieder ein Schatten!

Vater. Aber auch der verfliegt doch bald?

Lotte. Da ist er schon weg! Das ist doch närrisch!

Vater. Kind, was du da siehst, das wirst du in deinem ganzen künftigen Leben erfahren?

Lotte. Wie so, Vater?

Vater. Unser Leben, liebe Lotte, gleicht dieser Wiese. Wenn wir recht fromm und brav sind, so geht es uns die meiste Zeit glücklich; da sind wir, wie im Sonnenschein.

Aber dieses Glück dauert doch nicht immer. Ehe wir es uns versehen, fährt eine Wolke von Widerwärtigkeit über uns hin, und da stehen wir auf einmal im Schatten, das heißt, wir haben Misvergnügen.

Aber, getrost, liebes Kind! Auch dieses Misvergnügen dauert nicht lange. Es verfliegt eben so geschwind wieder, als du jenen Schatten verschwinden siehst.

Denke daran, wenn du älter wirst; und es wird dir gut thun, daß ichs dir vorausgesagt habe. C.

Erndtelied.

Kein Klang von allem, was da klingt,
Geht über Sichelklang,
Wenn sie der braune Schnitter schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld in goldner Pracht
Rauscht, Halm an Halm gewiegt;
O wie sein muntres Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Schon denkt er sich die Scheuren voll
Und noch ein gut Theil mehr;
Und wie der Thaler klingen soll,
Denkt er sich nebenher.

Kein Paradies, kein Herzogthum
Erfreut ihn, wie sein Feld;
Der braune Schnitter gäbe drum
Die ganze weite Welt.

Er singt, es zirpt in seinen Ton
Die Grill' ihr schmetternd Lied;
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seines Staales Schnitt.

Gemezelt liegt die ganze Schaar
Der Halme lang und schwer,
Die dicken Schwaden Paar bei Paar,
In Wellen ringsumher.

Da steht der Schnitter mitten drin,
Und jauchzet laut ins Thal,
Nun hüpft die schlanke Bäuerin
Daher, und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich;

Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wieder hin aufs hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden, und emporgestellt;
Und nimmer keine Rast!

Und hui! kömmt in vollem Lauf
Der Wagen angerollt,
Er nimmt die reiche Ladung auf,
Und glänzt von ihr wie Gold.

Und hui! gehts in raschem Trab,
Getümmel hinterdrein,
Den stoppelvollen Berg hinab,
Zum Scheurenthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kömmt diesem Feste bei;
Es fühlet auch kein Städter ganz,
Was Erndtefreude sey.

Des Ackermannes sauren Schweiß
Belohnet dieses Fest.
Er nimmt und ißt zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt. Overbeck.

Fritzchen an Lotte, da ihre Mutter krank war.

Bleib in der stillen Kammer;
Ich mag dich izt nicht sehn!
Ich müßte bei dem Jammer,
Der dich bedrückt, vergehn.
An deiner Mutter Bette,
Mit bleichen Angesicht —
Wenn ich zehn Augen hätte,
Ich sähe dieses nicht!

Dies Ringen und dies Leiden,
Dich in der Mutter Arm,
In Angst von ihr zu scheiden,
Im stummen öden Harm!
Der theuren Kranken Stöhnen!
Ihr heisses Auge naß!
Und deine tausend Thränen! —
Gott! wie vermögt' ich das?

In meiner Stub' alleine,
Gestützt auf meinen Pult,
Da sitz' ich hier und weine,
Und bete dir Geduld.
Und bet' um deren Leben,
Die, mir zur Freude, dir
Das deine hat gegeben:
Hilf, unser Vater, ihr!

O daß die trüben Tage
Mit Flügeln dir entflöhn!
Daß nach gestillter Klage
Wir bald uns wieder sähn!
Dann Beide Blumen streuten
In deiner Mutter Schoos;
Uns ihres Lebens freuten!
Die Freude wäre groß.

Indessen wächst ein Bäumchen
Mit duftigem Jasmin
In meinem liebsten Räumchen;
Für Lotte setzt' ich ihn.
In dieses Bäumchens Kühle
Da feiren wir hernach
Mit ausgesuchtem Spiele
Froh den Genesungstag.

Overbek.

Der Pflug.

Mit Pferden zieht das Feld hinauf
Der Bauer seinen Pflug;
Doch nicht genug:
Er drückt, er drückt die Hand darauf.

So sitz' ich auch an meinem Tisch
Mit aufgeschlagnem Buch;
Doch nicht genug:
Ich sitz', ich sitz', und lerne frisch.

Overbeck.

Gespräch einer Mutter mit ihrem dreijährigen Kinde.

Kind.
'S ist Morgen, liebe Mutter, 's ist Morgen; Sonne scheint hell am Himmel.

Mutter. Das weiß ich, Kleine; warum sagst du das?

Kind. Ha — freu mich, daß ich ihn seh', den lieben Morgen und noch lebe.

Mutter. Du hast ja schon oft wieder einen Morgen erlebt, liebes Kind; jeden Tag von deinem Leben, so lange du dich besinnen kannst, hattest du die Freude: woher freut's dich denn heute eben so ausserordentlich?

Kind. Ha — weil Amme gestern Abend sagte, daß ich wohl heut' Nacht sterben könnte, daß man immer nicht wüßte, wenn man's Abends so zu Bett' ginge, ob man auch des andern Morgens noch lebte; und siehst, lieb' Mutter, nun bin ich nicht gestorben, leb' noch, o freu mich, freu mich so sehr, so sehr, lieb' süße Mutter!

Mutter. Was ist denn sterben, liebes Kind?

Kind. Weißt du das nicht, Mutter?

Mutter. Ja, Kleine, so gut man's wissen kann, wenn man's noch nicht erfahren hat; ich mögte aber gerne hören, was du davon denkst?

Kind. J, je nun, ich denk' eben nichts böses davon.

Mutter (lächelt) Hast mich nicht verstanden, Kind; wie du meinst, was sterben ist?

Kind. J, wenn man sich hinlegt und die Augen zu hat, und kalt ist, wie Nachbars Louischen war.

Mutter. Wenn du schläfst, so legst du dich auch hin, und hast auch die Augen zu.

Kind. Ja, aber denn ist man nicht kalt, Mutter.

Mutter. Wie weißt du das, hast du je einen angefühlt, der schlief?

Kind. Je nun — so begraben sie einen doch nicht. Aber Louischen begruben sie, ich hab's gesehen, Mutter; wie du weg warst, nahm die Amme mich auf'n Arm, und trug mich in die Kirche; da steckten sie sie mit dem schwarzen Kasten in ein finster finster Loch, tief 'nein.

Mutter. Warum litt sie denn das, Kleine?

Kind. Je nun, sie wußt's ja wohl nicht, sie schlief ja, ich hatte sie den Tag vorher viel, viel gerufen; aber sie antwortete mir nicht, und da sagte die Amme, sie könnt's nicht mehr hören.

Mutter. Kannst du denn auch nicht hören, wenn du schläfst?

Kind. Ja — weißt wohl, wenn du mich's Morgens laut, laut rufst, so wach' ich auf.

Mutter. Und Louischen hörte es nicht, daß du laut, laut riefst, ~~und wachte~~ nicht auf?

Kind. Nein; das ist's eben.

Mutter. Weißt du denn nicht, wie das kömmt?

Kind. Nein — Mutter.

Mutter. Das, Kind, kömmt daher: das, was da macht, daß wir hören, aufwachen und verstehen können, war nicht mehr bei ihr — ohngefehr so, als wenn du des Morgens deinen Hansup *) ausgezogen hast, und schon im Garten herum läufst. Wenn ich dich aufwecken will, so hört und versteht dein Hansup mich nicht, wenn ich ihn rufe; kömmt auch nicht vom Bette zu mir, da er doch zu mir kömmt, wenn du ihn anhast.

Kind. I — je — Mutter, mein Hansup, ist ja auch nicht ich.

Mutter. Was da in dem schwarzen Kasten lag, war auch nicht Louischen, es war ihr Hansup, so ohngefähr wenigstens, ein bischen anders ist's freilich wohl, wirst's schon sehen, wenn du älter wirst, aber meistens läuft's doch auf eins hinaus.

Kind. Wo war aber den Louischen selbst, Mutter?

Mutter. Louischens Gestalt, ihr Kleid, oder wie es eigentlich heißt, ihr Körper, lag wie du sagst, in dem schwarzen Kasten; den die Menschen Sarg nennen; das aber, was es vordem machte, daß Louischen dich hören und verstehen, und sich mit dir übern lieben Gott und alles Schöne, was er euch gab, freuen konnte, war und ist nun noch an einem Orte, den wir Himmel nennen, wo es sich viel mehr freut, als du dich eben jezt freutest, daß du noch lebtest; denn dies Leben hört doch einmal mit Krank-

*) Ein niedersächsischer Ausdruck, der eine Kinderkleidung bedeutet, die die Kinder des Nachts tragen.

Krankheit, die weh thut, und mit dem Sterben, vor dem du dich so fürchtest, auf; aber, wenn man durch dies Sterben erst dahin gekommen ist, wo Louischen Seele nun ist, so ist man nicht mehr krank, und stirbt auch nicht mehr.

Kind. Seele! — was ist das?

Mutter. Kannst's noch nicht recht begreifen, liebes Kind; alle Menschen begreifens, so lange sie leben, nicht ganz; etwas aber kann ich dir wohl davon sagen. Du bist Seele: das ist Seele in dir, und in uns allen, was denken und verstehen, lernen und sich freuen kann: das andre da, deine Arme, Hände, Füße, Kopf, Beine, ist nur dein Körper, oder wie ich erst sagte, der Seele ihr Hansup, den sie aber noch weit nöthiger hat, als der Leib seinen Hansup, denn er hilft ihr oft, daß sie sich viel, viel freuen kann, was sie ohne ihn nicht könnte. Aber einmal muß sie ihn doch ausziehen, und wenn sie denn recht fromm gewesen ist, soll sie einen bessern wieder haben, der nie weh thun wird, und den sie auch nicht wieder auszuziehen braucht, und soll dann immer beim lieben Gott bleiben, wo sie gleich nach dem Tode hinkömmt, und soll sich da viel tausendmal mehr freuen, als du dich freuest, wenn du Blumen pflückest und sie mir bringst, oder Erdbeeren issest und deine Vögel fütterst.

Kind. Kriegt Louischen denn auch so 'n Körper wieder?

Mutter. Wir alle, Kind, wenn wir fromm sind.

Kind. Und die nicht fromm sind, Mutter?

Mutter. O Kleine, darnach frage mich nicht, die werden nie den lieben Gott sehen.

Kind. Nie den lieben Gott sehen? o Mutter, Mutter, wie können sie denn leben? Den lieben lieben Herzensvater nicht einmal sehen, der all die schönen Bäume und Blumen, und dich, liebe Mutter, und die freundlichen kleinen Vögel gemacht hat, und die Sonne, die schöne helle Sonne da! Sieh, Mutter, o sieh mal (das Kind hüpfte in die Höhe) wie sie da ans Fenster hinscheint! Das Fenster wird ganz golden davon; ach, wie will ich fromm seyn, dich, Mutter und alle Leute lieb haben, immer freundlich seyn, nicht einmal weinen, daß ich den lieben Gott zu sehen kriege, und auch so'n Leib, der nicht mehr weh thun kann, so wie Louischen, und denn mit lieb' **Louischen** immer spielen kann.

A. H.

Das Gewitter.

Wer donnert? — O getrost, getrost!
Es donnert unser Gott!
Sey immerhin, du Sturm, erbost!
Wir fürchten keine Noth.

Wir wissens ja, wir fühlens auch,
Was Er verhängt, wird gut.
Sein Arm ist Macht, Fried' ist sein Hauch,
Der so viel Wunder thut;

Der wachsen läßt und läßt gedeihn,
Und macht das Land so reich!
Zu dem die jungen Raben schrein,
Und Er erhört sie gleich.

Er thut die hellen Wolken auf,
Dann regnets mild herab;

Die Erde schauert, bebet auf,
Und trinkt den Saft hinab.

Und muthig steigt empor im Thal
Die junge frische Saat:
Sein Donner rollt mit starckem Schall,
Und preiset seine That.

Nicht ferne kann Er von mir seyn,
Der Bliß verkündigt ihn;
Auf Wolken fährt der schnelle Schein,
Die Nacht sinkt unterhin.

Gebt mir ein Tuch, daß ich mich hüll',
Und schweige vor dem Herrn!
Er kömmt; die Lüfte werden still;
Wo Gott ist, bin ich gern.

Ich leg' an meine Stirn die Hand,
Denn dunkel wird es mir,
Ich falle nieder in den Sand;
Der Herr, der Herr ist hier!

Trompeten reden nicht so laut,
Wie diese Stille spricht,
Wenn sich der Herr ein Denkmahl baut:
Das keine Zeit zerbricht.

Gewitter gehen vor ihm her,
Und nach ihm Himmelbläu',
Er wirft den Sturm hinab ins Meer,
Und bricht den Bliß entzwei.

Er haucht die Sonne wieder an,
Sie leuchtet wie zuvor,
Und fähret fort auf ihrer Bahn,
Bis an das Abendthor.

Er thut uns allenthalben wohl,
Obgleich wir Sünder sind.
Sey, Erde, seines Ruhmes voll,
Und preis' ihn, Menschenkind! Overbeck.

Hirtenlied.

Frei von Sorgen
Treib' ich jeden Morgen
Meine Heerd ins Feld.
Wann die Vöglein singen,
Meine Schäfchen springen,
Sing' ich: „Gott erhält
Gnädig, mächtig,
Gütig, prächtig
Seine liebe Welt!"

„Grüne Wälder,
Korn und Weizenfelder,
Milder Sonnenschein,
Kleine, liebe, helle,
Reine Silberquelle,
Schattenreicher Hain;
Gottes Willen
Zu erfüllen
Müßt ihr uns erfreun!"

„Thau und Regen
Schütten reichen Segen
Ueber Thal und Höhn;
Laue sanfte Winde
Kühlen uns gelinde,
Wenn sie spielend wehn;
Schwüle Hitze
Dämpfen Blitze,
Nur bei Nacht zu sehn."

„O wie mächtig,
Gnädig, gütig, prächtig.
Ist der Herr der Welt;
Welcher seine Erde,
König, Hirt und Heerde,

Liebet und erhält!
Laß mein Lallen
Dir gefallen,
Großer Herr der Welt!"

Lied eines kleinen Mädchens

an ihren Vater, bei Ueberreichung eines Rosenknöspchen.

Nimm, Vater, dieses Röschen hin,
Ich pflückt' es nur für dich;
Dies Röschen ist, was ich jezt bin,
Aufblühend, jugendlich,

Es hauchet seinen süßen Duft,
O Vater, nur für dich;
Für dich durchwürzet es die Luft,
Und öfnet sich für dich!

Auch ich, ich blühe nur für dich;
Gott schuf mich, dein zu seyn.
Mit sanften Tugenden will ich
Dein Alter einst erfreun. A. H.

Frizchen an ein Paar Tauben.

Liebe Täubchen, meine Freude,
Kommt und freßt aus meiner Hand!
O ich thu euch nichts zu Leide,
Wir sind gar zu gut bekannt.
Fresset, Täubchen, ohne Sorgen!
Dankt mir mit dem Schmeichelton!
Schnäbelt mich zum guten Morgen,
Und fliegt dann vergnügt davon!

Hier auf warmbesonnte Höhen,
Wo ihr rings das ofne Feld
Weit und breit könnt übersehen,
Eure freie eigne Welt.
Ueberall seyd ihr zu Hause,
Liebe Täubchen, überall
Findet ihrs gedekt zum Schmause,
Ohne Koch ein schmeckend Mahl.

Mir wirds nicht so gut gegeben;
Ich muß hier in meinem Fach
Mit den lieben Schnecken leben,
Fein geduldig unterm Dach.
Immerfort auf platter Erde,
Immer langsam, Schrit vor Schrit;
Alte Leute haben Pferde.
Mir erlaubt man keinen Rit.

Flügel, Flügel, liebe Tauben!
O was sind die Flügel, schön!

Seht, ich möchte sie euch rauben,
Könnt es nur im Scherz geschehn.
Aber wahrlich, sie zu leihen
So bisweilen, o das wär!
Fliegen wollt ich ach im Freien!
Ueberschweben Land und Meer!

Ja, du Pärrchen! dies Vergnügen
Theil' ich doch wohl nie mit dir.
Mögt ihr denn alleine fliegen!
Aber Eines wünsch' ich mir:
Solchen Sinn, und solche Güte,
Ohne Groll und ohne Zank,
Solch ein fromm und treu Gemüthe,
Gebt mir das für meinen Dank!

Overbeck.

Durch gegenseitige Hilfsleistungen gehen die Geschäfte des Lebens ihren Gang.

Albert gieng mit seinem Vater einmal über die Gasse, und da kamen sie an einen Bau, der schon bis zum zweiten Stokwerke fertig war.

Albert sah, wie die Maurer auf den Stufen einer Leiter; saßen, und einander über die Schulter Steine zulangten. Das gefiel dem Kleinen.

O lieber Vater! rief er, wie lustig das aussieht! Laß uns da hinan gehen.

Der Vater gieng näher mit ihm hinan, und beide sahen ein Weilchen zu, wie der Untenstehende Steine aufnahm, sie dem auf der ersten Stuffe zureichte, wie der sie dem auf der zweiten Stuffe, und der wieder dem Nächsten, und der wieder dem Folgenden zulangte, und wie das

immer so rasch fortgieng, bis die Steine hinauf waren, und vermauert wurden.

Was meinst du, Albert, sagte der Vater, warum sitzen alle diese Leute hier und langen einander zu? und warum arbeiten so viel an diesem Hause? Könnte nicht Einer daran arbeiten und die Andern indes auch Häuser bauen, oder etwas anders thun?

Ja wohl, Vater, antwortete Albert geschwind; dann würd' es recht viele Häuser geben.

Der Vater erwiederte: sollt' es wohl, mein Sohn? Hast du auch bedacht, was du eben sagtest?

Wie viele Künste und Handwerke gehören nicht zu einem Bau, wie dieser, die der eine alle lernen müßte, der ihn unternehmen wollte: so viele, daß er sein ganzes Leben hindurch zu lernen hätte, ehe er dahin käme, so ein Haus bauen zu können.

Aber laß uns einmal glauben, daß einer das alles in kurzer Zeit lernen könnte; laß ihn nun allein ohne Hilfe anfangen zu bauen, laß ihn alles Holz, alle Steine und alles übrige, was zum Bau gehört, zusammen schleppen, dann die Erde tief aufgraben und den Grund legen, dann auf diesem Grunde aufbauen.

Wenn er das erste Stokwerk vollendet, laß ihn aufsteigen und das zweite anfangen; laß ihn nach jedem Steine diese Leiter herunter und wieder hinauf steigen, um ihn zu holen, laß ihn sofort allein arbeiten -- wann meinst du wohl, daß das Haus unter Dach kommen würde?

Ach, lieber Vater, sagte der Knabe, ich sehe, wie sehr ich mich geirrt! Auf diese Weise würde nie ein Haus wie dieses zu Stande kommen. —

Du hast Recht, mein Sohn, versezte der Vater, und so wie es mit diesem Bau ist, so ists fast mit allen Geschäften des gesitteten menschlichen Lebens; sollen sie von statten gehn, so müssen vereinte Kräfte und Geschiklichkeiten angewandt werden.

Wenn ihrer viele einander die Hände bieten, so kommen große und schwere Dinge in kurzen zu Stande, die einer in vielen Jahren, ja in Jahrhunderten, wenn er sie durchlebte, nicht ausrichten könnte.

So mein Sohn, ists auch mit den Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; sollten wir sie uns selbst verschaffen, so würden wir nur wenige geniessen können.

Aber da viele in der Gesellschaft das Ihre zur Bequemlichkeit der andern beitragen, so ist für alle zum mäßigen Genusse da.

Auch du, mein Sohn, kannst einmal das Deinige dazu beitragen, du magst nun wählen, welchen Beruf du willst.

Und wenn du mit diesem Gedanken in die Welt und an die Geschäfte des Lebens gehst, wirst du finden, daß tausend andere wieder für dich arbeiten.

Der Vater sagte ihm hierüber noch so viel, als er ihm verständlich machen konnte, und Albert fieng an, sich geselliger Tugenden zu befleißigen, und hat bald ihre Vortreflichkeit erfahren.

Karoline Rudolphi.

Einige Beispiele
von einer ausserordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit.

Kleanth, ein junger Athenienser, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm.

Dennoch hatt' er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; die Erwerbung derselben mogte ihm auch noch so sauer werden.

Damals lebte zu Athen ein weiser Mann, Nahmens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen.

Gar zu gern hätte nun Kleanth dieses Zeno's Unterricht genossen: aber wovon sollt' er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er, wie ein Tagelöhner, arbeiten mußte, wie konnt' er denn in Zeno's Schule gehen?

Kleanth wußte sich zu helfen. Bei Tage hört' er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getraide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark.

Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. „Wovon, sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?“

Einer gieng gar so weit, ihn bei den Richtern ordentlich zu verklagen, daß er so gut bei Leibe wäre, und man doch nicht sähe, daß er sich etwas erwürbe.

Die Richter liessen ihn vor sich kommen.

Da nun Kleanth hörte, worauf es ankäme, hohlte er den Gärtner und die Frau, für die er bisher gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachtzeit erwerbe.

Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschlossen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von 1000 Rthlr. zu belohnen.

Aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dieses Geschenk anzunehmen: und warum mogt' er das wohl thun?

Denke darüber nach, junger Leser, und wenn du den Grund gefunden zu haben glaubst, so zeige ihn deinem Lehrer an, der wird dir sagen, ob du es getroffen habest.

2.

Demosthenes, auch ein junger Athenienser, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden: aber er schien von Natur dazu verdorben zu seyn.

Denn erstlich stotterte er über die Maaßen und den Buchstaben r konnt er gar nicht aussprechen.

Zweitens hatt' er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lunge.

Andere fügen noch hinzu, daß er auch die üble Gewohnheit gehabt habe, beim dritten Worte, das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.

Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an einem, der sich öffentlich auf dem Markte hinstellen und vor allem Volke reden sollte!

Auch machte Demosthenes, da er das erstemal auftrat, seine Sachen so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde.

Ein Anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen: aber Demosthenes beschloß, der Natur zum Troß, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's!

Aber hört, wie er es anfieng, sich zu bilden.

Zuweilen gieng er an das Gestade des Meers, wo sich die Meereswellen mit einem lermenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien.

Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und sagte abermals im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabei, jede Silbe vernehmlich auszusprechen.

Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben, und damit es ihm nicht einfallen möchte, eher wieder auszugehen, bis er sich genug würde geübt haben, so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeitlang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelachet werden.

In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich stundenlang vor den Spiegel gestellt haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen.

Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihn hängenden Degens gestellt haben, damit er, so oft er seiner Gewohnheit nach die Achsel zuckte, sich verwunden mögte.

Durch ununterbrochene Uebungen dieser Art brachte er es denn auch endlich dahin, daß er

der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jetzt, nach so viel hundert Jahren, als ein Muster von Wohlredenheit, bewundert werden.

3.

Des jungen Euklides Vaterstadt war Megara; doch hielt er sich lieber zu Athen auf, um daselbst von dem weisen Sokrates Lehren der Weisheit zu hören.

Einstmals aber wurden die Athenienser den Leuten von Megara feind, und liessen daher bekannt machen, daß der erste Megaräer, der sich wieder in Athen ertappen liesse, des Todes seyn sollte.

Das war nun eine recht traurige Nachricht für den jungen Euklides.

Gar zu gern hätt' er den Sokrates ferner gehört; aber seinen Kopf daran zu wagen, das war ihm doch auch bedenklich.

Endlich aber siegte doch die Liebe zur Weisheit über die Liebe zum Leben. Er beschloß, sich an das Verbot nicht zu kehren, sondern sich alle Abend heimlich in die Stadt Athen einzuschleichen.

Hört, wie er das anfieng.

Alle Abend gegen Untergang der Sonne zog er Weiberkleider an, und marschirte in diesem Aufzuge von Megara nach Athen, welches ein Wege von wenigstens zwei Meilen war.

Sobald er in Athen angekommen war, verfügte er sich nach dem Hause des Sokrates, und brachte einige Stunden der Nacht mit ihm hin. Noch ehe der Tag anbrach, marschirte er wieder ab.

So wagte dieser edle Jüngling alle Tage sein Leben, und ließ sich einen täglichen Gang von vier Meilen nicht verdriessen, um vom Sokrates zu lernen, weise und gut zu werden.

Wer von euch, ihr jungen Leute, hätte den Muth, ihm dieses nachzuthun?

4.

Antisthenes war auch ein solcher Lehrer der Weisheit in Griechenland, als Sokrates.

Dieser hatte aber das Unglück, fast lauter träge Schüler zu haben; mit denen er gar nichts ausrichten konnte.

Vergebens ermahnte er sie, doch recht Achtung zu geben auf das, was er sie lehrte, damit sie einst weise und geschickte Männer würden; aber er predigte tauben Ohren.

Endlich wurde er der vergeblichen Ermahnungen müde, und schickte alle seine faulen Schüler fort zu ihren Eltern.

Es war aber unter ihnen einer, Namens Diogenes; der war ganz anders gesinnt, als die Uebrigen.

Er hatte nämlich eine große Begierde, etwas tüchtiges zu lernen, und hörte daher für sein Leben gern den Unterricht des Antisthenes.

Der wollte also auch durchaus nicht von ihm weg, da die andern fortgeschickt wurden, man mogte ihm auch sagen, was man wollte.

Antisthenes drohete ihm: wenn er nicht gienge, so wollte er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand hatte, prügeln.

Aber er ließ sich auch dadurch nicht bewegen. Nun wollte Antisthenes vermuthlich sehen, wie standhaft der junge Mensch seinem Vorsatze treu bleiben würde: denn sonst wäre das, was er that, eines weisen und guten Mannes nicht würdig gewesen.

Er schlug nämlich wirklich mit seinem Prügel wacker auf den jungen Diogenes los, und dieser ließ sich geduldig prügeln,

„Schlag nur, sagt' er, so viel es dir gefällt; aber gewiß sollst du keinen so harten Stock finden, womit du mich von dir und deinen Unterweisungen fortjagen könntest."

Von diesem Augenblicke an, gewann ihn Antisthenes vorzüglich lieb, und dachte nicht weiter daran, ihn von sich zu lassen. C.

Morgenlied.

Der junge Tag schwingt seine Rosenflügel!
Um die Natur. — Die purpurrothen Hügel
Beglänzt der Morgensonne Strahl.
Ein leichter Nebel deckt die hohen Eichen,
Lobsingend steigt aus niedrigen Gesträuchen
Die Lerche dort im Thal.

Auch ich erwache — frei von eitlen Sorgen
Sing ich dem Gott, der jeden frühen Morgen
Allgütig auf mich nieder sieht.
O du, mein Schöpfer! sieh die Freudenzähre
In meinem Blick — sie fließt zu deiner Ehre
Und wird zum Wonnelied.

Gieb mir ein Herz, in dem der stille Friede
Der Unschuld herrscht und laß mich niemals müde
In der Erfüllung meiner Pflichten seyn!
Mein redliches Bemühn um wahre Tugend
Siehst du, o Gott! — dir will ich meine Jugend
Und meine späten Jahre weihn.

Verlaß mich nicht, wenn einst der Prüfung Leiden
Mich schrecken. — Halte mir die beßren Freuden
Der aufgehellten Zukunft vor,
Getrost blickt dann mein Geist aus Labyrinthen,
Durch die sich traurig meine Schritte winden,
Zu deinem Thron empor.

Der Abend.

Frey von des Tags unruhigem Getümmel
Entschlummert die Natur!
Die stille Nacht senkt sich herab vom Himmel
Auf Wald und Flur.

Der Abendwind kühlt sanft die schwüllen Lüfte;
Und Hügel, Feld und Au
Streun ringsumher balsamisch süße Düfte,
Erfrischt vom Thau.

Mit frohem Muth ergeb' ich mich dem Schlummer
Durch Gottes Schutz bedeckt;
Ich Glücklicher! den keine Furcht, kein Kummer
In Träumen schrekt.

Schon fühl ich mich ermattet und mir sinken
Die müden Augen zu.
Kaum seh ich noch dich Abendstern dort blinken,
O süße Ruh!

An den jungen Leser.

Es ist dir gut, lieber junger Freund, dich mit den Leiden andrer Menschen bekannt zu machen, damit du dich glücklich preisest, wenn du selbst von solchen Leiden frei bist, und damit du nicht vergessest, dem zu danken, der es dir so gut werden ließ.

Deswegen lege ich dir auch folgendes Lied vor, worin die mannigfaltige Noth eines Schwindsüchtigen beschrieben wird.

Lerne daraus, welch großes Glück es sey, frey und ohne Schmerzen Athem zu schöpfen, und

und so, wie du thust, in jeder Nacht eines sanften erquickenden Schlafs zu geniessen.

Dann wirst du gewiß auch vorsichtig werden und dich in Acht nehmen, daß du dir nicht durch eine plötzliche Erkältung, oder durch einen abkühlenden Trunk, die Schwindsucht zuziehest, von der du hörst, daß sie ein so großes Uebel ist. Und nun vernimm also das

Lied eines Schwindsüchtigen.

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust,
Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Ein rechtes Bild der Noth;
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich,
Und huste mich fast todt.

Die Luft, drein herrlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt;

Die ist für mich nicht frei, nicht Heil,
Mein Athem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Theil
Mich martern und kastein.

Und doch labt und erquickt's mich nicht,
Machts mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr seyn,

Und lässet mich die ganze Nacht
Mit meiner Noth allein.

Die Aerzte thun zwar ihre Pflicht
Und pfuschen drum und dran;
Allein sie haben leider nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein' Hilf allein bleibt Sarg und Grab.
O, sängen an der Thür
Sie schon, und senkten mich hinab:
Wie leicht und wohl wär's mir!

O sängen doch an meiner Thür
Sie laut: "Ich hab mein Sach rc." *)
Und trügen mich **) und folgten mir
In langer Reihe nach.

Rund um die Kirch ans Grab heran,
Und senkten mich hinein!
Ich läg, und hätte Ruhe dann,
Und fühlte keine Pein.

Doch ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur deinen Trost! und etwas Luft!
Du hast der Luft so viel. Claudius.

Ein Landmann zu einem reichen Städter.

Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See;

*) Der Anfang eines bekannten Sterbeliedes: Ich hab mein Sach Gott heimgestellt.

**) Der Verfasser will sagen: meinen gewesenen Leib.

Du wohnst in bangen Mauern, ich wohn auf freier Flur;
Dir mahlen theure Mahler, mir mahlet die Natur;
Du bist oft siech vor Wollust, und ich bin stäts gesund;
Dich schützt um Geld ein Schweizer, mich schützt mein treuer Hund;
Du trinkst gefärbte Weine, und ich den klaren Quell;
Dein Auge sieht oft finster, und meines blickt so hell.

Ewald.

Der edelmüthige Bauer.

Es entstand einmal in dem braunschweigischen Städtchen Vorsfelde eine Feuersbrunst; und das Feuer war schon ganz nahe an einem Orte, wo drei Fässer Pulver standen.

Niemand wollte heran zum Löschen.

Ein Tagelöhner wagte sich endlich hinzu, und da die Flamme den Eingang schon verwehrte, stieg er durch ein Fenster in das brennende Gebäude, und brachte die Fässer an das Fenster, wo zwey andre Männer sie in Empfang nahmen.

So retteten sie das Pulver, und schaften Sicherheit beim Löschen, wodurch ein großer Theil des Städtchens, der sonst vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre, erhalten wurde.

Das eine Faß war schon heiß von der Gluth.

Einige Zeit nachher lobte jemand diesen Mann wegen seiner That, äusserte aber dabei,

daß es doch sehr verwegen von ihm gewesen wäre.

"Nein, glaub' er mir, erwiederte der Bauer, ich hab es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte so: wenn auch nun das Pulver losgeht, so ist an dir so viel nicht verloren; aber wenn du doch das Pulver herausholen könntest, so wäre noch manches zu retten; und du hast ja in dem Hause so viel Gutes genossen!

Aus den Zeitungen.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schrit;
Ein leichter Windhund trabte mit.
Sie hatten einen Weg zu reisen.

Fi! spricht der Hund, du träges Thier,
Man kömmt ja nicht vom Fleck mit dir.
Er jagt voraus.
In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Begaffet ihn, verhönet ihn.
Und schießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht sich drei aus jeder Meile.

Sie gehen weit, Berg auf, Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften,
Der Esel immer seinen Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.

Doch dieser springt und rennt und fliegt
So lange, bis auf halbem Wege
Er lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, dem Scheine nach so träge,
Kam an, wohin sein Amt ihn rief.

Wer war es, der geschwinder lief?

L. H. Nicolai.

Der Schäfer und der Weltweise.

Aus dem Gay *)

Entfernt von Städten, lebte einst ein Schäfer,
Den nie die Sorge um Gewinst bekümmert.
Das Alter hatte schon sein Haupt versilbert,
Und die Erfahrung Weisheit ihn gelehrt.
Im heißsten Sommer, wie im kältsten Winter,
War sein Geschäft, zu warten seiner Heerde,
Sie weiden, und in sichre Hürden schliessen.
So flohn die Stunden in vergnügter Arbeit,
Indem ihn weder Geiz noch Neid verfolgte.
Das ganze Land umher erscholl mit Beifall
Von seiner Weisheit und von seiner Tugend.

Ein tiefgelehrter Weiser, von dem Rufe
Des Schäfers hergelocket, kam und forschte:
Von wannen ihm die seltne Weisheit käme?
" Woher, so sprach er, hast du all dein Wissen?
Hast du aus Büchern, bei dem Schein der Lampe,
In durchgewachten Nächten sie gesammelt?
Nahmst du aus Rom und Griechenland dein Vorbild?
Hast du des Platos großen Geist ermessen?
War Sokrates, war Tullius dein Führer?
Wie? oder hat, Ulisses gleich, dein Schicksall
Von Reich zu Reich dich fern umher geführet?
Und fremder Völker Sitten und Gesetze,
Und Weisheit und Gebräuche dich gelehret?„
Bescheiden gab der Schäfer ihm die Antwort:
Ich habe nie nach Wissenschaft getrachtet;
Noch bin ich fremde Länder durchgewandert,

*) Einem englischen Dichter.

Um andrer Künst' und Sitten nachzuspüren:
Denn voll Verstellung ist der Mensch und fähig
Das allerschärfste Auge zu betrügen.
Wer darf von diesem Forschen Weisheit hoffen?
Da wir uns selber niemals ganz erkennen.
Die kleine Kenntniß, die ich mir gesammelt,
Die hab' ich einzig der Natur zu danken.
Aus ihr zog ich die Richtschnur meines Lebens,
Aus ihr den stäten Abscheu vor dem Bösen.
Der Biene Tagwerk weckte mich zum Fleiße,
Die Ameis hieß mich für die Zukunft sammeln,
Mein Hund, der treuste seiner Gattung, feurte
Zur Dankbarkeit mich an zum treuem Dienste;
Ich lernte von der Taub' und ihrem Gatten
Der Ehe Zärtlichkeit und ihre Treue,
Und von der Henne, die mit frommen Flügeln
Ihr kleines Volk vor Frost und Unfall schützet,
Lernt' ich den Umfang väterlicher Pflichten.

Auch diente die Natur mir stäts zur Warnung
Vor jedem Abweg aus der Bahn des Guten.
Nicht Elstern gleich, mit ewigen Geschwäze
Der Hörer Ohr vergebens zu ermüden;
Nicht, gleich der dumpfen feierlichen Eule,
Mit weisem Spruch allein das Wort zu führen;
Noch, dem verhaßten Habicht gleich und Wölfe,
Durch diebschen Grif des Nächsten Gut zu schmälen;
Und ärger noch, gleich einer giftgen Kröte,
Durch Lügen seinen Namen zu vergiften.
So ward mir jeder Gegenstand der Schöpfung
Ein Anlaß zur Betrachtung. Denn das Kleinste
Giebt tugendhaften Seelen Stof zum Lernen.
„Dein Ruf sagt wahr, erwiedert ihm der Weise:
In deiner Tugend liegt dein wahres Wissen.
Zu oft misleiten Bücher uns und Menschen;
Doch wer die Pfade der Natur erforschet,
Kömmt zu der sichern Quelle ächter Weisheit

Nur sie allein ist, ohne Schulen, fähig
Den Menschen weis' und tugendhaft zu machen."

E. R.

Nach einem Gewitter.

Es ist vorbeigegangen, das schwarze Gewitter! Die majestätische Stimme des Donners schweigt; die Blitze schlängeln sich nicht mehr durchs schwarze Gewölk.

Die Schafe, die sich ängstlich unter diesem Laubdache gesammelt hatten, schütteln den Regen von der triefenden Wolle und zerstreuen sich wieder auf der erfrischten Weide.

Wie herrlich glänzet die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels durch das zerrißne Gewölk! Wie schönfärbigt strahlt dort der Regenbogen, von einem benezten Hügel zum andern ausgespannt!

Die Wolken fliehen! Sieh! wie sie ihren Schatten in der sonnebeglänzten Gegend zerstreun!

Dort liegt die Anhöh mit ihren Hütten und Heerden im Schatten; jezt flieht der Schatten und läßt sie im Sonnenglanze. Sieh, wie er durchs Thal hin über die blumichten Wiesen läuft!

Wie herrlich ist alles rings umher! Wie schön alles! Von der belebenden Sonne an bis zu der kleinsten Pflanze.

O wie werd' ich entzückt, wenn ich vom hohen Hügel die weite Gegend übersehe! oder wenn ich ins Gras hingestreckt die mannigfaltigen Blumen und Kräuter betrachte, und die unzählbaren Würmchen, die darauf wohnen! oder wenn ich den anbrechenden Morgen, oder den Glanz

des Abendrothes, oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel anschaue.

Dann kommen tausend süße Gedanken, tausend große Gedanken kommen dann in mein Herz; mein Auge vergießt Freudenthränen, und voller Entzücken bete ich an den, der alles erschaffen hat, den Vater aller Geschöpfe.

O wie herrlich, wie allmächtig, o wie gütig muß er seyn! Geßner.

An ein neugebohrnes Kind.

Sey willkommen uns im Erdenleben,
Du gewünschter Knabe, sey gegrüßt!
Sieh, wir freun uns deiner; sieh mir heben
Unsre Hände hoch, von wo du kommen bist;

Blicken dankend auf und flehen Segen
Auf dich kleinen Erdengast herab,
Für dein ganzes Pilgerleben Segen
Aus der treuen Vaterhand, die dich uns gab.

Schön ist, lieber Pilger, schön der Pfad zu gehen.
Sieh, mit Rosen ist er überstreut;
Horch der Schattenbäume lieblichs Wehen,
Sieh der Lilie silberweisses Kleid!

Dich umfließt ein lichter blauer Himmel,
Dich umstrahlt der hohen Sonne Glanz,
Und ein Mond bescheint dies Erdgewimmel,
Schön geschmükt mit einem Sternenkranz.

Und noch tausend tausend Gottesgaben
Sind auf Erden rund um dich gesä't;
Und die alle sollst du, Liebchen, haben,
Wenn dein Herz erst den Genuß versteht,

Und wir woll'n, dich ihn verstehn zu lehren,
Brauchen süße Red und süßen Sang,

Und du wirst mit freudiger Begier uns hören
Und wir erndten frühe deinen Dank.

Wirst dann wandeln unter Blütenbäumen,
Unter Gottes lieben lichtem Mond,
Und die Tugend wird in deinem Herzen keimen,
In dem Herzen, wo die Unschuld wohnt.

Sey willkommen uns im Erdenleben!
Wir empfangen dich mit frohem Sang.
Du gewünschter Knabe, sieh, wir heben
Unsre Händ' empor zum frohen Dank!

Karoline Rudolphi.

Der gewissenhafte Tagelöhner.

In dem Hause der Eltern des Herrn Probsts Spalding zu Berlin arbeitete oft ein Tagelöhner, der überall das Lob eines fleißigen rechtschaffenen Mannes hatte.

Einst spaltete er in den kurzen Wintertagen Holz. Als der Abend hereinbrach, gab man ihm seinen Tagelohn, und zwar eben so viel, als er sonst in längern Tagen bekommen hatte.

Er zählte das Geld und sprach: es ist zuviel; so viel hab' ich nicht verdient. Da man ihm aber antwortete: es solle ihm doch gegeben werden, nahm er es an.

Einige Tage nachher hört man am Abend, da es sehr heller Mondschein ist, jemand im Hofe Holz spalten. Es wird einer hinausgeschickt zu sehen, wer dieser sey; und siehe! es ist der ehrliche Tagelöhner.

Auf die Frage: warum er jezt diese Arbeit verrichte? giebt er die Antwort: „ei, ich habe neulich mehr Tagelohn bekommen, als ich eigent=

lich hätte haben sollen: den will ich nun verdienen.

Diese Antwort kam aus der Seele eines gut, denkenden Tagelöhners. Größere Beweise der Gewissenhaftigkeit in seinem Stande, konnte er nicht geben.

Aus öffentlichen Nachrichten.

Zwei Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht bemüht,
Sich auf den Winter zu versorgen;
Weil jeder kluge Wirth auf künftige Zeiten sieht.

Sein Nachbar hielt nicht viel von Fleiß und Sparsamkeit:
Er war noch jung und ließ die edle Zeit
Leichtsinnig unter Spiel und Zeitvertreib vergehen.

Denn weil jezt noch das ganze Land
Bedeckt mit reichen Saaten stand,
Hielt er's für albern, sich mit Vorrath zu versehen,
Und glaubt', es würden allemal
Die vollen Aehren ohne Zahl,
Wie jezt, auf allen Feldern stehen.

Als nun die Zeit der Erndte kam,
Und seinen Irthum ihm benahm;
Da sah er, doch zu spät, sein künftig Elend ein,
Und ließ sich seiner Thorheit reun.
Denn er auch konnte reich, so wie sein Nachbar, seyn;
Stat daß er, weil er jezt nichts mehr zu finden wußte,
Erst betteln, dann verhungern mußte.

Stoppe.

Xenophon und Sokrates.

Der junge Xenophon begenete dem Sokrates in einen engen Gäßchen.

Da der Weltweise dieses Jünglings vielversprechende und bescheidene Gesichtsbildung wahrnahm; so hielt er ihm den Stock vor, damit er nicht vorbei gienge; und als jener hierauf stille stand, so fragt' er ihn; wo dies und jenes zu kaufen wäre?

Xenophon beantwortete ihm diese Fragen mit der größten Fertigkeit.

Darauf fragte Sokrates ferner: wo denn hier in der Stadt gute und rechtschaffene Menschen gebildet würden?

„Das wisse er nicht!“ antwortete der Jüngling. „So folge mir denn,“ erwiederte Sokrates, „und du sollst es sehen!“

Von der Zeit an ward Xenophon des Sokrates bleibender Zuhörer. Diogenes Laert.

Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

Zum Sonnenzeiger sprach die Glockenuhr:
Ich bitte dich, mir doch die Stund' izt anzugeben.
(Es war ein früber Tag, auch sprach's die Stolze nur
Sich über jene zu erheben.)

Ich weiß sie nicht, versezt der Zeiger ihr;
Man sieht die Stunde nur an mir,
Wenn sich die Sonn' am Himmel eingefunden

Du dauerst mich, fuhr jene fort.
Was mich betrift, ich bin an keinen Ort,
An keine Zeit und an kein Licht gebunden.
Ununterbrochen währt mein Lauf;
Zieht man in meinem Leib' ein Rad des Morgens auf,
Zeig' ich den ganzen Tag, die ganze Nacht die Stunden.
Auch zeig' ich nicht allein, ich schlag auch; doch von dir
Hör' ich nicht einen Laut. Es scheint du kannst nicht zählen.
Nun höre mich! Eins, zwei, drei, vier!
So viel ist's an der Zeit; nie wird der Ton mir fehlen.

Indem sie spricht, zertheilet sich sogleich
Der Nebel, und die Wolken fliehen;
Die Sonne steht allein und strahlenreich
Am Himmel: Aehrenfeld und Teich und Felsen glühen.
Der Zeiger weiset drei, ein Viertel noch dazu.

„Wie nun, Frau Nachbarin! Verschmähest du
Mich noch, daß ich so selten etwas sage?
Antworten kannst du zwar auf jede Frage;
Doch wer dir trauet, läuft Gefahr,
Daß er bald allzuviel, bald allzuwenig zählet.
Ich schweige, wenn mir Helle fehlet,
Ich rede selten, aber — wahr.“

L. H. Nicolai.

Ananiceris und Plato.

Ananiceris brüstete sich mit einer ausserordentlichen Geschicklichkeit, die er, so wohl im Reiten, als auch im Fahren sich erworben hatte.

Einst wollt' er auch dem Philosophen Plato seine Künste zeigen, und fuhr zu vielen Malen dergestalt im Zirkel herum, daß die Räder seines Wagens immer einen und ebendenselben Zirkel beschrieben.

Alle Zuschauer waren erstaunt und klatschten ihm den lautesten Beifall zu.

Der einzige Plato nur klatschte nicht mit. Ihm schien an einem jungen Manne, der nicht dazu bestimmt war, Kutscher oder Postillion zu werden, eine solche Geschicklichkeit mehr tadelnswürdig, als rühmlich zu seyn.

„Denn, sagte er, wie ist es möglich, daß einer, der auf eine Fertigkeit dieser Art so viel Fleiß verwandt hat, nicht weit nützlichere und vorzüglichere Dinge darüber sollte versäumt haben?" Aelian.

Frühlingslied.

Horch! Die Nachtigal ruft;
Es keimt das Feld, es glänzt die Luft;
Milde Sonnenstrahlen schweben;
Blumen dringen hervor,
Und mit freudigen Leben
Schwingt die Lerche sich empor.

O laßt mich, laßt michs ganz erquicken
Der balsamirten Lüfte Wehn!
Laßt mich das erste Veilchen pflücken,
Das meine frohen Augen sehn!

O daß ich, wie auf Schwalbenflügeln,
Im Nu, vom Thale zu den Hügeln,
Von da mich hoch zum Himmel dürfte drehn;
Um überall die Höhen heiter,

Die keimenden Wälder, die Berge voll Kräuter,
Die rieselnden Bäche zu sehn!

Kreschtmann.

Protagoras und Demokritus.

Protagoras war von so armen Eltern gebohren, das er sich, als Jüngling, seinen Lebensunterhalt durch Lasttragen erwerben mußte.

Einst kam er vom Lande nach der Stadt Abdera zurück, aus der er gebürtig war, und trug eine Menge Holzstrünke, die er mit einem kurzen Bindfaden künstlich zusammengeschnürt hatte.

Von ungefehr begegnete ihm der Philosoph Demokritus, der die Art, wie er den Holzstoß zusammen gebunden und sich aufgelegt hatte, bewundernswürdig fand.

Er bat ihn daher, ein wenig auszuruhen, und trat hinzu, um die Art des Zusammenlegens und des Bindens, worin er etwas geometrisches bemerkte, genauer zu beobachten.

Dann fragt' er ihn, wer das Holz so zusammengelegt habe? und da jener antwortete, daß er es selbst gethan habe: so bat ihn der Philosoph, das Bündel aufzulösen und in seiner Gegenwart ein neues zu binden.

Der junge Protagoras erfüllte diese Bitte, und wußte das Holz wieder grade eben so zusammenzulegen und zu binden, als es vorher gewesen war.

Da bewunderte Demokritus die sinnreiche Geschicklichkeit dieses nicht gelehrten Jünglings, und er sprach zu ihm: „Junger Freund, da du die Gabe hast, das, was du thust, gut zu thun,

so giebt es grössere und edlere Beschäftigungen, die ich dir bei mir machen kann."

Er nahm ihn hierauf mit sich, hielt ihn in allem frei, lehrte ihn die Philosophie, und machte aus ihm den großen Mann, der er nachher geworden ist.

So gewiß ist es, daß derjenige, der bei kleinen Geschäften Ordnung und Nachdenken anwendet, auch in grössern glücklich fortkommen wird.

A. Gellius.

Polemo und Xenokrates.

Polemo, ein zur Schwelgerei und zu einem liederlichen Leben verführter Jüngling, kehrte einst bei hellen Tage von einem Gastmahle zurück, welches die ganze Nacht hindurch gedauert hatte.

Sein Aufzug paßte sich zu seinen Sitten. Ein leichtes durchsichtiges Kleid bedekten zur Hälfte seinen unzüchtigen Körper, der von Pomade duftete: und sein Haupt war mit einem Blumenkranze umwunden.

Taumelnd von Trunkenheit schwankte er in diesem Aufzuge bis zu der Wohnung des Philosophen Xenokrates, bei dem sich schon eine Menge lernbegieriger Zuhörer versammlet hatte, um Weisheit von ihm zu lernen.

Der Wollüstling kriegte den Einfall, auch zu ihm hinzugehen, und hatte sogar die Unverschämtheit, sich mitten unter den gelehrten Zuhörern desselben niederzusetzen, recht als wenn er ihnen das Gegentheil von dem weisen und vernünftigen Betragen zeigen wollte, wozu der Weltweise sie ermunterte.

Aller Augen waren mit Unwillen auf ihn gerichtet.

Nur Xenokrates blieb in seiner Fassung, und gieng, ohne eine Miene zu verändern, in seinem Vortrage zur Empfehlung der Bescheidenheit und der Mäßigkeit über.

Er redete so nachdrücklich darüber, daß Polemo mit allem seinen Leichtsinn ihm nicht widerstehen konnte.

Erst sahe man ihn den Kranz aus den Haaren nehmen, und zur Erde werfen; dann zog er den Mantel zusammen, um seine entblößten Arme zu bedecken; nach und nach verschwand aus seinem Gesichte die ausgelassene Fröhlichkeit des Zechers, und endlich legte er auch jedes andere Kennzeichen eines Schwelgers ab.

Seine kranke Seele ward durch die Rede des Philosophen plötzlich geheilt, und aus einem elenden Wollüstling ward er selbst ein Weiser.

Valerius Maximus.

Die Kröte und die Wassermaus.

Von den Ufern einer See
Krochen einst des Abends späte
Eine Wassermaus und Kröte
An den Bergen in die Höh'.
Aber mitten in dem Wandern
Rollt die eine mit der andern
Plötzlich in den See hinab;
Und so sehr die Kröte rang,
Und den Leib zum Schwimmen zwang,
Fand sie doch allda ihr Grab.
Also gieng's der armen Kröte.
Ihr Gesell, die Wassermaus,
Machte sich nicht viel daraus;

Sie

Sie treibt ihr Gewerb' in Flüssen,
Wenn es auf der Erde ruht.

* * *

Also, sag' ich, ist es gut,
Mehr als eine Kunst zu wissen.

Lichtwer.

Beispiel eines jungen Helden.

Bei dem Treffen zu Freemans House in Amerika, welches im Jahre 1777 zwischen den Engländern und Amerikanern vorfiel, focht' auch der eilfjährige Sohn des Kapitän Monin an der Seite seines Vaters mit blankem Säbel.

Die Freiwilligen von Kanada, welche Kapitän Monin anführte, standen auf dem linken Flügel, der von den Amerikanern lebhaft angegriffen wurde und Kapitän Monin stürzte von einer Flintenkugel todt zur Erde.

Der Oberst Fraser, welcher sich an der Spitze des englischen Korps befand, bat den Jüngling, das Gefecht zu verlassen und beim Leichname seines Vaters zu bleiben.

Der Knabe trat hierauf nur zwei Schritte zurück, um die erkaltete Hand seines Vaters zum letztenmale zu küssen; dann trat er wieder ins Glied und rief den Soldaten zu: beherzt, brave Kanadier, drauf zu!

Aus den Zeitungen.

Der dankbare Jude.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland giengen, daselbst arbeiteten, und

dann mit ihrem verdienten Gelde zurückkehrten, strandete, und alle waren in Gefahr zu ertrinken.

Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest.

Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude um Erlaubniß, sich an seinen Fuß hängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und der Jude ward nebst den übrigen durch ein dazu kommendes Schiff gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfs, und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, so bald er könnte, thätig zu zeigen, daß er erkenntlich wäre.

„Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern thun muß; danke nur Gott, der uns erlöst hat vom Tode.“

Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugniß der edlen Denkungsart desselben ist, und schickte demselben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, und funfzig Stück Dukaten, die er ihm in seinem Namen zu geben bat.

Der Bauer stand wie versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah.

„Nun, Gott vergelts dem Juden, sagte er weinend! Nun tadle mir einer die Juden, und scheelte sie, der soll's mit mir zu thun haben!

Noch grösser ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die fünfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, und sah den Amtmann beständig an, indem dieser ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: „Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bischen Bummeln am Bein! O Gott segne ihn! und mache alle die Juden selig.“

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und Kindern aufs rührendste beim Amtmann, und der Bauer und Amtmann schrieben beide einen Danksagungsbrief an den edlen Juden, der dem Erstern nachher noch alle Jahr allerhand Geschenke zuschickte.

Aus öffentlichen Nachrichten.

Wilhelm und Franz.

Wilhelm und Franz waren beide Kinder ansehnlicher Eltern. Sie waren Freunde, und sahen sich täglich; denn ihre Eltern wohnten Haus an Haus bei einander.

Beider Erziehung war sehr verschieden.

Franzens Eltern waren reich, **Wilhelms** Eltern hingegen hatten nur ein mäßiges Auskommen.

Sie lebten dabei vergnügt, und dachten mit aller Sorgfalt darauf, ihren einzigen geliebten Sohn, dem sie wenig Vermögen hinterlassen konnten, zum glücklichen Mann zu erziehen.

Dazu wählten sie nun gerade die besten Mittel.

Er war erst 9 Jahr alt, als er schon verschiedene Handarbeiten verstund, zu mancherlei nützlichen Leibesübungen gewöhnt war, auch von den Dingen um sich her schon eine ziemliche Kenntniß hatte.

Auch wußt' und begriff er schon, wie weit ein guter Handwerker oder Ackerer einem schlechten Gelehrten oder unthätigen Reichen vorgeht.

Da er immer geschäftig und voller Leben war; so fehlt' es ihm auch an Gesundheit und Freude nicht. Immer war es hell in seiner Seele, und verdrüßliche Langeweile kannte er nicht.

Dies wußte sein kleiner Nachbar Franz wohl; denn, wenn Wilhelm nicht bei ihm war, so wußte er nichts anzufangen.

Um sich die Langeweile zu vertreiben, aß und trank er ohne Hunger und Durst, und was war dann gewisser, als ein verdorbner Magen und Bauchschmerz? —

Damit ihr aber wißt, woher das kam, so hört auch etwas von seiner Erziehung.

Auch seine Eltern hatten die gute Absicht, ihren Sohn glücklich zu machen; nur gelangs ihnen nicht, weil sie die rechten Mittel nicht kannten.

Von seiner ersten Kindheit an, bis zu seinen Jünglingsjahren, ließ man ihn beständig bedienen; so daß er sich nie von einem Stuhle zum andern bewegen durfte, wenn er nicht wollte, und doch alle Bequemlichkeiten im Ueberflusse genoß.

Man ließ ihn aus- und ankleiden, und nicht das geringste durfte er sich selbst thun.

Euch, ihr glücklichen Kinder, die ihr zur Selbstthätigkeit gewöhnt seid, euch wird es befremden; aber es war so; man hielt es für Glückseligkeit, daß andre für ihn lebten und handelten.

Wenn Wilhelm im leinenen Röckchen umhersprang, oder seinem Vater, der zur Lust im Garten arbeitete, allerlei zutrug, und dann vor Freude, schon etwas gethan zu haben, in die Hände klopfte, dann ward der junge Herr Franz prächtig geputzt; in den Wagen gehoben, um mit seiner Mama Besuche zu machen.

Auch ward er wohl zur Mozion auf dem Felde herum gefahren, wo er denn ganz natür-

lich weiter nicht viel zu sehen bekam, als die plüschnen Wände der Kutsche, worin er eingegesperrt saß.

Weil er die leckerhaftesten Speisen täglich im Ueberflusse genoß, ward er ihrer so gewohnt, ja so überdrüßig, daß er immer nach etwas besserm verlangte.

Seine allzuzärtliche Mutter sucht‑ seinem Verlangen zuvorzukommen, und sann täglich auf neue Leckerien für ihn.

Aber zu ihrer Bekümmerniß sah sie, daß sie ihren Zweck doch nicht erreichte. Er war nicht zufrieden, ward kränklich und immer mürrischer, jemehr sie seine mürrische Laune zu vertreiben suchte.

Da befahl sie nun den Leuten im Hause, ihrem kranken Goldsöhnchen ja alles zu Willen zu thun, damit es sich nicht ärgerte. Dies geschahe pünktlich, obgleich sein Wille oft sehr verkehrt war.

Wars nun Wunder, daß er der eigensinnigste, trozigste, umgestümste Mensch ward bei dem kein Bedienter und kein Gesellschafter bleiben wollte?

Wilhelm war ausser seinen Eltern der einzige, der ihn liebte, und mit ihm Geduld hatte. Seinen Willen konnt er ihm nun wohl nicht immer thun! aber doch verließ er ihn nie misvergnügt.

Wenn er zu ihm gieng, sann er immer auf neue Spiele, macht' auch selbst die Geräthschaften dazu.

Wußt' er nun etwas, dann kam er in vollen Springen zu ihm: Komm, Fränzchen, und laß uns froh seyn; ich habe wieder ein neues Spiel; und eher ruht' er nicht, bis sein kleiner Freund guter Dinge war.

Darüber gewannen ihn Franzens Eltern sehr lieb, und täglich liessen sie ihn zu sich bitten. Da fragt' ihn Franzens Vater einmal:

„Sage mir, lieber Wilhelm, wie du es machst, daß du immer so froh bist?“

Wie ichs mache? weiß ich doch wirklich nicht, antwortete Wilhelm; aber mein Vater sagt immer, daß nur der Arbeitsame bei seinen Spielen und Erholungen froh seyn könne.

Daß er auch hier, wie immer, die Wahrheit gesagt, hab' ich dann am meisten erfahren, wenn wir einmal verreiseten, oder Fremde hatten, und ich keine Arbeitsstunden und keine Lehrstunden haben konnte.

Und dazu, so bin ich immer gesund. Ich scheue keine Abend- und Morgenluft, und darf sicher im Garten arbeiten oder spielen, wenn der arme Franz noch im Bette seyn oder gar einnehmen muß.

Hier entfuhr dem Vater ein Seufzer. Er beschloß Wilhelms Vater zu fragen, welche Mittel er brauchen müßte, um seinen Sohn eben so gesund und fröhlich zu sehen, als Wilhelm war.

Der redliche Mann sagte ihm mit Freuden, wie ers angefangen, um seinem geliebten Sohne die Gesundheit des Körpers und die noch edlere Gesundheit der Seele zu erhalten.

„Die Kräfte des Geistes und des Leibes, sagte er, müssen geübt und durch Uebung zum künftigen Gebrauche gestärkt werden, wenn sie nicht erschlaffen, oder als todte Schätze vergraben liegen sollen.

Weiter sagte er: daß der Gesundheit und Glückseligkeit der Kinder nichts so sehr schade, als wenn man sie durch beständige Erfüllung ihrer

Wünsche, und Befriedigung ihres unbilligen oder thörigten Verlangens, zum Eigensinn verwöhnte.

Und weiter sagte er: welch einem Unmuthe und Grame geht ein Mensch in dieser Welt entgegen, der als Kind gewöhnt ist, viel Wünsche zu haben, und sie immer befriedigt, zu sehen — in dieser Welt, wo von zehn unserer Wünsche kaum einer erfüllt wird, und wo es uns gut ist, daß sie unerfüllt bleiben. —

Mit inniger Freude setzt' er hinzu, daß er gewiß hoffe, seinen Liebling einmal einen nützlichen und glücklichen Mann werden zu sehen.

Franzens Vater war bewegt, und entschloß sich, auch seinen Sohn auf denselben Weg zur Glückseligkeit zu führen.

Es war zu spät; denn der kleine Weichling war nun schon 12 Jahr alt; dazu widersetzte er sich, nach seinem gewohnten Eigensinn, allem, was seiner Weichlichkeit ein wenig wehe that.

Die allzuzärtliche Mutter bat denn wohl in solchen Fällen den Vater, es doch nur seyn zu lassen, weils doch nicht mehr gienge. Sie wiederhohlte dies so oft, bis sie ihn ermüdete, und so bliebs denn beim Alten. —

Krank am Leibe und an der Seele wuchs der junge Franz so fort, bis in sein 17tes Jahr, da ihn der Vater auf die Universität schickte, wo er die Rechte erlernen sollte. Wilhelm begleitete ihn; er hatte sich dasselbe Studium gewählt.

Nur kamen sie ganz verschieden vorbereitet dahin.

Ich habe vergessen zu erzählen, daß Wilhelm nur wenige Lehrmeister hatte, und fast in allen Vorerkenntnissen von seinem Vater allein unterwiesen ward. Franz hatte der Lehrmeister eben so viele, als er Künste erlernen sollte, und das waren nicht wenige.

Träg und zum Lernen ungeschickt, behielt er von dem, was er erlernen sollte, meistens nur Worte und Namen.

Wilhelms Seele glich einem schönen lüftigen und sonnigten Garten, wo alles Gute wuchs und bekam. Reich an mancherlei schönen Kenntnissen, und begierig nach mehrern, kam er an den Ort, der viele nützliche und glückliche Männer gebildet, und viel verderbte Jünglinge noch mehr verdorben hat.

Sein Fleiß und seine Sitten waren Beispiele für alle Mitstudirenden. Eine Seele, wie die seinige, gab seinem Umgange viel Annehmlichkeit: alles war ihm hold, und alles drängte sich nach seiner Gesellschaft.

Franz, der anfangs bei ihm wohnte, konnte, nach seinem Stolz und Eigensinn, die vorzügliche Achtung, die Wilhelm genoß, nicht vertragen, und zog von ihm.

Seine kranke Seele sehnte sich nach Vergnügungen — begierig ergriff er alles, was nur von fern einem Vergnügen ähnlich sah.

Wie oft er getäuscht ward, wie sehr er sich selbst schadete, und wie er von einer Thorheit zur andern, von einer Ausschweifung zur andern fortgieng, will ich euch nicht erzählen.

Es mag euch genug seyn zu wissen, daß er mit dem Keim des Todes in seinem Innern nach Hause zurück kam, bettlägerig ward, und nach einer halbjährigen schmerzvollen Krankheit starb. —

Auch unser Wilhelm kam zurück, mit Schätzen der Weisheit beladen, und voll brennenden Verlangens, ein brauchbarer Mann zu werden. —

Wie er von seinen Lehrern und Mitschülern schied — und wie sein Vater und alle die Seinen ihn empfingen — o Kinder! es ist ein köst-

lich Ding, geliebt zu werden, und Liebe zu verdienen. —

Seine Mutter pries sich die glücklichste, und seines Vaters ganze Freude war er.

Ein wichtiges Amt in seiner Vaterstadt befriedigte sein Verlangen, nützlich zu werden.

Er wards. Und wo von glücklichen Menschen die Rede war, nannte man ihn gewiß zuerst.

Karoline Rudolphi.

An den Mond.

Wie schön kommt dort, mit freundlich sanftem Lichte,
Der volle Mond daher!
Wie wiegt, im Silberglanz, die Pappel und die Fichte
Die schlanken Aeste hin und her!

O welch ein Blick! O welch ein sanfter Schimmer! —
Oft hab' ich dich gesehn,
Du stiller, guter Mond, und doch bist du mir immer,
So neu, so lieb, so wunderschön!

Wer lehrte dich, so abgemessen gehen?
An keinem Ort zu früh,
An keinem Ort zu spät hat man dich je gesehen;
O Freund, verirrst du dich denn nie?

Der dich erschuf, muß wohl ein weises Wesen,
Muß wohl recht gütig seyn.
Du leuchtest freundlich ja dem undankbaren Bösen;
Nicht dem Erkenntlichen allein;

An dir, o Mond, will ich ein Beispiel nehmen,
Und milde seyn, wie du.

Ich will durch Liebe den, der mich nicht liebt, beschämen,
Und seyn der Fördrer seiner Ruh.

Du wirst es sehen, von deinem Himmel oben,
Du holdes Licht bei Nacht'
Ich aber will indeß den hohen Schöpfer loben,
Der dich und mich so gut gemacht.

v. St.

Der Ungerechte schadet sich selbst am meisten.

Zu Canterbury in England sieht man an einem der schönsten Häuser einen Schild, zum Zeichen, daß es ehemals ein Gasthof war.

In diesem Gasthofe stieg einmal der Herzog von Nivernois ab, da er, als französischer Abgesandter an den englischen Hof reisete. Er hatte kein beträchtliches Gefolge bei sich. Des andern Tages macht ihm gleichwohl der Wirth eine Rechnung von 50 Guineen, die der Herzog großmüthig bezahlte.

Sobald der Adel in der umliegenden Gegend, der bei diesem Wirthe abzusteigen und seine Versammlungen zu haben pflegte, dies erfuhr: so kündigte er ihm auf. Das ganze Publikum folgte diesem Beispiele. Man setzte den Vorfall in die öffentlichen Zeitungen. Niemand kehrte mehr bei ihm ein.

Der Gasthof war verlassen und in kurzer Zeit wurde der Besitzer desselben zum Raube der Gläubiger, die dieses Vorfalls wegen unerbittlich waren, und den Geldschneider nackend aus dem Hause jagten.

Aus den Zeitungen.

Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel fand einst eine Löwenhaut.
Da fiel ihm ein, sich selbst zum Spaße drein zu
stecken,
Und schnell floh jedes Thier vor Schrecken.

„Seht doch! das hätt' ich mir kaum selber
zugetraut!
„Ja, ja! die Schuld lag blos an meinem grauen
Felle;
„Sonst wär' ich längst auf dieser Ehrenstelle,
„Die mir gebührt. Gleich viel! Was lange währt,
wird gut!
„Ei, ei! was doch ein Kleid nicht thut!
„Ein Andrer mag in Zukunft Säcke tragen!
„Ich will nicht mehr mich mit der Arbeit plagen;
„Ich pflege mich und fülle meinen Magen,
„Und schlaf', um wieder auszuruhn:
„Wie andre große Herren thun.
„Ich geh, wenn's mir beliebt, auch wohl einmal
spatziren.
„Und lasse mich von Menschen und von Thieren
„Nach Standsgebühr gehörig respektiren.
„Der Mensch wird, denk ich, doch auch so ver-
ständig seyn
„Und sich vor meinem Kleide scheun."

Indessen kam ein Schwarm von Jungen
In aller Lust daher gesprungen;
Die waren ihm schon ziemlich nah,
Als einer, der zuerst den neuen Löwen sah.
Ein Löwe rief; und schnell entfloh der ganze
Haufen.

„Seht! fuhr der Esel fort, wie ich euch jagen
kann!
„Und das hat blos mein stattlich Kleid gethan!

„Halt! halt! ihr sollt mir besser laufen,
„Fang' ich nur erst zu brüllen an."

Straks ließ er seine Stimm aus vollem Halse hören;
Doch, statt die Furcht der Knaben zu vermehren,
So macht er, daß sie stille stehn.

„Was heißt denn das? Ha! Ha! nun fällt mir's ein;
„Sie können wohl vor Angst nicht aus der Stelle gehn,
„Ja, ja! das wirds gewißlich seyn.
„Bald sollt ihr gar vor Schrecken niederfallen."

Drauf läßt er sein Geschrei zum zweitenmal erschallen.
Doch statt, daß sie zur Erde niederfallen,
Kömmt einer gar zurück.
Der Esel, ihn zu schrecken,
Geht auf ihn los. Allein zum Unglück guckt ein Ohr
Von seinem dummen Kopf hervor.
Der kühne Knabe siehts und droht ihm mit dem Stecken,
Auf einmal fällt dem Esel aller Muth.
Er kehrt sich um und spricht:
„Für diesmal ists schon gut!
„Ich merke, daß ihr's bloß aus Unverstande thut;
„Drum könnt ihr jetzt nur eure Wege gehn!
„Und überdem seh' ich hier eine Distel stehn."

Er bückt den trägen Kopf zur Erde langsam nieder
Und rupft sie ab. Schnell ruft der Knabe seine Brüder;
„Kommt! Kommt! Das ist ein Thier, das keine Maus zerreißt!
„Seht nur, wie schön er Disteln speist!

„Wir wollen ihn nach Hause schicken!
„Ein Sack gehört auf deinen Rücken,
„Und keine Löwenhaut."
Jetzt kam mit Lustgeschrei
Die ganze frohe Schaar herbei;
„Fort, riefen sie, fort mit dir in die Mühle!„
Der Esel lief.
Das war das Ende von dem Spiele.

*
* *

Auch mancher unter uns, und nicht nur unter Thieren,
Dünkt sich verehrungswerth und groß. Warum? Ihn zieren
Ein hoher Federhut,
Ein prächtigs Kleid, auch wohl — ein Ordensband,
Doch seinen trägen Muth,
Und seinen Unverstand,
Versteckt kein Federhut,
Bedeckt kein Ordensband,
Er trage noch so hoch sein leeres Haupt empor:
Der Mangel an Verdienst blickt überall hervor.
Unedel und gemein ist, was er thut und spricht;
Man bücket sich vor ihm; allein man ehrt ihn nicht.

Kleine Beschäftigungen
für Kinder.

Dionisius und der Reiche.

In Sirakus war einst ein reicher Mann,
Der hatte seinen Schatz vergraben.

Man zeigt es dem Tirannen an,
(Ein Nachbar mogte wohl das Ding gemerket haben)
Und Dionis schickt Häscher auf den Platz
Und raubt ihm seinen ganzen Schatz.

Nicht ganz, ich irre mich. Zum großen Glücke
Blieb ihm ein kleiner Rest zurücke,
Den er besonders hielt.
Nach einer andern Stadt
Zieht er mit dem, was er gerettet hat.
Was thut er nun? Empfängt die Erde
Die Baarschaft wieder? Ei, mit nichten! Meint ihr doch
Er sey so dumm? Ja wohl! Damit auch dieses noch
Ihm über Nacht geraubet werde?

Ein Landgut kauft er sich; spart weder Fleiß noch Geld,
Er düngt, besäet, baut sein Feld,
Macht urbar, was versäumt gelegen;
Und so gelangt er bald zum vorigen Vermögen.

Ei, wenn nur Dionis es diesmal nicht erfährt!
Doch hier kömmt ein Befehl. Laß sehn, was er bedeute!
Was anders, als daß ihn der Fürst zu sich begehrt?
Ich hab' es wohl gedacht! Er riechet neue Beute.

Mit Zittern kehrt der gute Mann
Nach Dionisens Stadt zurücke,
Und sieht sein schönes Gut schon für verloren an;

Ich wünsche dir, spricht der Tiran,
Zu deinem neuen Reichthum Glücke.
Es freuet mich, daß meine That
Bei dir so gut gefruchtet hat.
Ich habe dir beweisen wollen,
Daß, wenn das Glück uns wohl gewollt,
Wir das uns anvertraute Gold
Gebrauchen, nicht verscharren sollen.
Besitze nun dein Gut in Ruh.
Hier steht der Schatz, den du vergraben,
Und den ich dir geraubt. Nimm diesen auch dazu;
Jetzt bist du würdig ihn zu haben.

L. H. Nicolai.

An die Tugend.

Holde Tugend,
Wohn in meiner Brust!
Für das Alter, für die Jugend
Hast du Himmelslust.

Ruhm und Segen
Folgt der Frömmigkeit;
Auf der Tugend sichern Wegen
Blüht Zufriedenheit.

Schmidt.

Erkenntlichkeit.

Ein gewisser französischer Herr gieng vor einiger Zeit über die Seine, zwischen dem Invaliden-Hause und dem Pont-Royal, mit einer Frau vom gemeinen Volke im nähmlichen Nachen.

Um doch etwas mit dieser guten Frau zu sprechen, sagte er zu ihr:

Ob sie verheirathet sey? —

„Ja, mein Herr!“ war die Antwort.

Und was macht ihr Mann?

„Er arbeitet auf dem Flusse.“

In welchem Quartiere der Stadt wohnt sie?

„Im Gros-Caillou.“

Und wo gedenkt sie hinzugehn?

„Nach der Barriere du Roule.“

Da hat sie einen weiten Weg zu machen. —

„Es ist um Brod zu kaufen,“

Brod? giebts denn in Gros-Caillou kein Brod zu kaufen?

„Um Vergebung!“

Es ist also in Roule besser oder wohlfeiler?

„Auch das nicht, mein Herr.“

Was kann sie denn für eine Ursache haben, alle Woche wenigstens zweimal eine so weite Reise zu machen?

„Eh mein Mann zu seinem izigen Verdienst kam, waren wir im Elende. Der Becker, der izt in Roule wohnt, wohnte damals in Gros-Caillou; und er war so gut, und gab uns Brod auf Borg, wenn wir kein Geld hatten. Seitdem ist er von uns weggezogen, und wir sind in bessere Umstände gekommen.“

Nun weiter?

„Lieber Herr, man ist erkenntlich, wie man kann. Ich kaufe izt mein Brod bei unserm alten Nachbar, um ihm für das zu danken, was er mir so lange Zeit auf Borg gegeben hat.“

Aus dem deutschen Museum.

Ein Knabe und eine Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen:
Die Blume pflückte sich ein Kind in einen Straus
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.

„So herrisch?“ rief das Bienchen zürnend aus;
„Vermuthlich wardst du nie gestochen?
„Du sahst doch wohl, daß ich auf diese Blume flog
„Und ruhig meinen Honig sog!
„Denkst du vielleicht, ich sey zu klein,
„Dich, kleiner Mensch, zu strafen? Nein!
„So klein ich bin, so soll dichs reun.“

So sprach sie und den Augenblick
War's auch geschehn. Doch ach! ihr Stachel blieb
zurück.

Drum

Drum starb sie und erfuhr zu spät, daß, wer gern Rache
An andern übt, sich selber elend mache.

Bremische Beiträge.

Der Tod einer Fliege und einer Mücke.

Es flog einst eine junge Fliege
Beherzt auf einen Becher Wein;
That unbesorgt drei gute Züge,
Und sank berauscht ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundin liegen;
„Den Abgrund, sprach sie, will ich scheun!
„Am Lichte will ich mich vergnügen;
„Und nicht an einem Becher Wein.“

Allein, verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine
Und starb nach einem kurzen Ach!

Gellert.

Freundschaftslied.

Nichts auf Erden kömmt dir gleich,
Süßer Freundschaft Himmelreich!
Keine Wonne ruft, wie du,
Hohen Muth dem Menschen zu.

Herrlich bist du, o Natur!
Herrlich durch des Schöpfers Spur!
Aber deine größte Pracht
Ist der Blick, der Freundschaft lacht.

Hoher Werth ists, Mensch zu seyn;
Doch kein Mensch bestünd' allein.
Freundschaft, deinen ersten Bund
Schloß des Schöpfers eigner Mund.

Töne, töne, wie Gesang,
Goldnes Wort, beim Becherklang,
Freundschaft! wie ein Festgeschrei
In der Flur, und Tanz dabei!

Freude nährt des Menschen Brust;
Freundschaft weckt die junge Lust!
Wer kann launen, wenn der Freund,
Wie die liebe Sonne, scheint?

Arbeit brennt die Stirne feucht;
Freundschaft macht die Bürde leicht.
Mit dem Freunde Hand in Hand
Zög' ich in ein wüstes Land.

Selbst bei Wasser und bei Brod.
Bin ich frei von jeder Noth,
Wenn ein Freund es mit mir theilt,
Mit mir hin zur Quelle eilt.

Kummer beiß wie scharfer Frost;
Aber milden süßen Most
Hat die Freundschaft: trink' ich ihn.
Schmilzt der bittre Kummer hin.

Nach der Mühe läßt sichs fein
Sorgenfrei im Schatten seyn;
Lieg' ich meinem Freund im Arm,
Macht kein Wettersturm mir Harm.

Leben heißt, mit Freunden sich
Freun des Lebens brüderlich
Freundschaft ist, durch Gottes Kraft,
Unsers Lebens Wissenschaft.

Ueberall ist weit und breit
Gottes Segen ausgestreut.
Auch an Freunden fehlt es nie;
Wer nur suchet, findet sie.

Wie zwo Blumen gleicher Art
Stehen Freunde hingepaart;
Aufgenährt in einer Luft
Strömt ihr süßer Morgenduft.

Doch die frische Blume bebt;
Denn bald ist der Tag verlebt,
Und das Band der Freuden bricht! —
Sey getrost, und zittre nicht!

Durch des Lebens Thal hinab
Sucht mein Freund mit mir das Grab;
Und des Todes Schrecken flieht,
Wenn mein Freund mich sterben sieht.

Droben wird, bei Ja und Nein!
Freundschaft auch die Losung seyn!
Wenn das Band der Freuden bricht,
Junge Blume, zittre nicht!

Overbeck.

Wahre Schönheit.

Gretchen und Lieschen.

Gretchen.

Lieschen, hast du schon meiner Schwester ihren neuen Hund gesehn?

Lieschen. Ich glaube nicht, Gretchen! — was ist es denn für einer?

Gretchen. Ach! das schönste Thierchen von der Welt.

Lieschen. Das gesteh ich! — Wie heißt er denn?

Gretchen. Scharmant.

Lieschen. Scharmant? Das ist ja ein scharmanter Name!

Gretchen. Ja; aber er ist auch in der That scharmant?

Lieschen. So? — und was hat er denn alles an sich, was so schön ist?

Gretchen. Sieh, Lieschen, es ist dir ein Hündchen, das nur so groß ist!

Lieschen. Die kleinen Hunde habe ich immer gern leiden mögen; und —?

Gretchen. Und denn, so ist er eine Art von Windspiel; aber von der feinsten, kleinsten Art.

Lieschen. Das ist schön!

Gretchen. Und denn hat er ein ganz spitzes Schnäuzchen — o so spiz! und kleine niederhängende Oerchen, und Haare, so fein, wie Seide.

Lieschen. Und welche Farbe hat er, Gretchen?

Gretchen. Isabelfarbe.

Lieschen. Welche Farbe ist das?

Gretchen. Eine Art von blasgelb.

Lieschen. Ein besonderer Name; woher der wohl kommen mag? *) — Aber, Gretchen, kann der Hund auch schöne Künste?

Gretchen. O nach seinem Alter gewiß schon genug! Er giebt die Pfote, und unterscheidet da-

*) Man sagt, von einer gewissen spanischen Prinzessen, Isabella genannt. Diese hatte die Niederlande geerbt; und da eine Stadt in derselben sich ihr nicht ergeben wollte: so that sie das Gelübd, daß sie eher kein reines Hemd anziehen wollte, bis die Stadt erobert wäre. Nun dauerte aber die Belagerung lange; ihr Hemde krigte daher endlich die Farbe, die man ihr zu Ehren nachher Isabelfarbe genannt hat.

bei so genau die rechte und linke, daß es recht zu verwundern ist.

Lieschen. Das ist wahr! Aber kann er nicht mehr?

Gretchen. O ja! Höre nur, Lieschen —

Lieschen. Nun;

Gretchen. Er thut, als wenn er todt wäre; legt sich lang nieder, und steht nicht eher wieder auf, bis er Erlaubniß dazu bekömt. Dann steht er auch Schildwache, und tanzt, daß es was allerliebstes ist.

Lieschen. Das ist viel!

Gretchen. Ja, und denn weiß er auch, wenn man ihm zweierlei Handschuh hinwirft, jedem den Seinigen wieder zu bringen, ohne daß er ein einzigesmal fehlt.

Lieschen. Gewiß der Hund ist klug, sehr klug! Aber, Gretchen, ist er auch immer hübsch artig, freundlich, und thut er keinem was zu Leide?

Gretchen. Ja, das ist nun so, so! Wenn ein Fremder ins Haus kömmt; so fährt er ihm wohl nach den Beinen.

Lieschen. Das müßt' er nur des Nachts thun, wenn er das Haus bewacht.

Gretchen. Ja, und denn beißt er auch immer meines Vaters seinen alten treuen Hund, der ihm doch nichts zu leide thut; und ist so neidisch auf ihn, daß er ihm nicht einmal das Essen gönnt, sondern ihm immer alles vor dem Maule wegschnapt.

Lieschen. Wie, Gretchen, das thut er?

Gretchen. Wirklich!

Lieschen. Und doch heißt er Scharmant?

Gretchen. O, doch! Er ist ja so schön, und so geschickt!

Lieschen. Geh, Gretchen! — Fi aller Schönheit und Geschicklichkeit, sagt der Vater, wenn das Herz häßlich ist.

Die Jagd.

Es war ein schöner lichter Frühlingsmorgen, und der zehnjährige kleine Gustav gieng seinem Vater zur Seite zu Busche, um die Jagdlust mit ihm zu theilen.

Rüstig trabt er mit seiner kleinen Flinte daher, und dünkt sich im Geist ein kleiner Nimrod *). Wie dauert ihm der Weg zum Gehölze so lange!

Ehe sie noch heran kamen, flogen zwei zwitschernde Schwalben über ihren Köpfen dahin. Izt, Vater! rief der Kleine begierig, spante den Hahn, und wollte abdrücken.

Nein, sagte der Vater, izt nicht, mein Sohn.

Indem ließ sich eine Lerche aus den Wolken hernieder. Izt, Vater! schrie der Kleine begierig.

Izt noch nicht, mein Sohn, war die Antwort wieder.

Der kleine Jäger war schon ungeduldig. Darauf kam ein Storch und erfüllte mit mächtigem Geklapper die Luft. — Nun doch, lieber Vater? rief er mit Ungestüm.

Auch izt noch nicht, war abermals die Antwort.

Da ward des Knaben Ungeduld grösser, als sein Gehorsam. Warum hast du mich denn mitgenommen, Vater, wenn du heut nicht schießen

*) Von dem in der Bibel gesagt wird, er sey ein starker Jäger gewesen.

willst? sagt er mit Unmuth. Und warum verwehrst du mir das Schießen?

Der Vater. Damit du deine Begierde mässigen lernest. Mit dieser Hitze hättest du doch nichts erzielt.

Gustav. Wenn das ist, Vater, so gereut mich das Warten nicht. Sieh, ich bin schon gelassen — und gern laß ich noch einen vorbei; aber wenn dann wieder eine Schwalbe kömmt; soll ich?

Der Vater. Nein.

Gustav. Aber eine Lerche?

Der Vater. Nein!

Gustav. Aber einen Storch, Vater?

Der Vater. Auch den nicht.

Gustav. Aber warum denn nicht, liebster Vater?

Der Vater. Hat dir je eine Schwalbe etwas gethan?

Gustav. Nein, Vater.

Der Vater. Eine Lerche?

Gustav. Niemals.

Der Vater. Ein Storch?

Gustav. Mir nicht.

Der Vater. Nun, sieh, mein Sohn, andern Leuten eben so wenig als dir.

Gustav. Aber darf man denn keine Thiere tödten, als die, die einem zu nahe kommen?

Der Vater. O ja; Thiere, deren Fleisch eßbar ist, sind uns zu tödten nicht verboten. Sind uns diese Thiere noch dazu schädlich, so ist's uns völlig erlaubt, sie aus dem Wege zu schaffen, weil uns ihr Tod vor Schaden bewahrt.

Aber, daß weder die Lerche, noch der Storch, noch die Schwalbe schädlich sind, sagtest du selbst; und wann hast du gehört, daß das Fleisch der baiden leztern gegessen würde? Man müßte sie al-

so aus bloßer Lust zu tödten umbringen, und wäre das nicht Grausamkeit?

Das Fleisch der Lerche wird zwar gegessen; aber was könnte uns ein einziger so kleiner Braten sonderlich nützen? Ein Mundvoll — dann wär er schon verzehrt. Sie darum zu tödten, hiesse also aus Mordlust Blut vergiessen; und das soll von meinem Gustav nie gesagt werden.

Gustav. Das hatt' ich nicht bedacht. — Soll ich meine Flinte nur losschiessen?

Der Vater. Wart nur noch, Lieber; du könntest sie noch brauchen. — — Gesagt, geschehen! mit einemmal flog ein Volk Rebhüner vor ihnen auf; nun schieß, rief der Vater, und trif! Gustav zielte und traf.

Froh stekt er seine Beute in die Jagdtasche, und wanderte fort mit seinem Vater, der im Gehen dem aufmerksamen Sohne vieles von der Natur und Nutzbarkeit der Pflanzen und Thiere erzählte.

Karoline Rudolphi.

Thue Gutes, selbst denen, die dich beleidigen.

Der mächt'ge Sultan saß einmal
Bei Tafel, als der Sklaven einer
Ihm eine Schüssel brachte
Mit Reis, der fast noch siedend war.

Dem Sklaven wird's zu heiß,
Nicht einen Augenblick
Kann er sie länger halten.
Die Schüssel fällt — und ach! sie fällt
Dem mächt'gen Sultan auf den Kopf.

Ergrimt sieht er den Sklaven an;
Doch dieser fällt ihm gleich zu Füßen,
Und spricht mit festem Muthe
Aus seinem Alkoran: *)

„Für die nur, strenger Herr,
„Die ihren Zorn bemeistern,
„Ist einst das Paradies.

Ich bin nicht zornig mehr,
Antwortet Hussan kurz.

Sklave.

„Und denen gern verzeihn,
„Die uns beleidigt haben. —

Hussan.

Auch ich verzeihe dir.

Sklave.

„Doch liebt Gott die vor allen,
„Die Böses gar mit Gutem lohnen.

Und Hussan — hört es, Kinder!
Und Hussan reicht ihm freundlich
Die Hand, um aufzustehn;
Schenkt ihm die Freiheit und daneben
Noch hundert blanke Thaler.

Und dieser Hussan — merkts!
War nicht ein Krist; er war — nur Türke!

Wehnert.

Die Streitsucht.

Anton war sonst ein wackerer Knabe, lernte fleißig und war mit Freuden gehorsam; deswegen

*) Der Koran, oder Alkoran, ist die Bibel der Türken.

liebte man ihn sehr; aber er litt seit einiger Zeit, ich weiß nicht wodurch? an einer traurigen Krankheit — an der Streitsucht.

Man bedauerte ihn daher, und wünscht, ihn zu heilen.

Schon viele Versuche hatte sein liebreicher Vater mit ihm gemacht; aber alle waren sie fruchtlos geblieben.

Seine Schwester, Mariane, seine gewöhnlichste Gespielin, war eines von den gutartigen Mädchen, die viel lieber Unrecht leiden, als streiten mögen.

Nie gerieth sie mit ihm in Zank, so oft sie auch zusammen spielten: denn so bald sie merkte, daß ihn sein Zankfieber antrat, schwieg sie still; und wollte er dann nicht weiter spielen, so gieng sie weg, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen.

Dies gute Betragen des lieben Mädchen hätte ihn sicher geheilt, wäre sein Uebel nicht schon zu tief eingewurzelt gewesen; aber so weit war es mit ihm gekommen, daß ihre Sanftmuth ihn nicht mehr beschämte.

Was das schlimste war, so ward er täglich kränker. Seine übrigens gute Gemüthsart hatte ihm manchen kleinen Freund erworben. Da sah er es nun sehr gern, wenn er nach seinen Lehrstunden Erlaubniß bekam, einen oder den andern zu besuchen, und sich mit ihnen zu vergnügen.

Unter diesen waren auch ein Paar Knaben von heftigem Gemüthe.

So lange unser Anton sich seines Fehlers enthielt, gieng es recht gut; aber das war nicht lange, er ward bald wieder davon hingerissen.

Einst kam er zu seinem Freund Philipp, bei dem noch zwei andre, Gustav und Karl, zum Spiel sich versamlet hatten.

Sie wollten ein Spiel anfangen, ein jeder schlug eins vor, und bestand darauf, daß es gespielt würde, am meisten Anton. Philipp bat, sie möchten sich doch freundschaftlich drum vertragen, und rieth, daß eines jeden Spiel gespielt würde; und weil es doch nicht angieng, daß die Gesellschaft sie alle auf einmal spielte, so schlug er vor, man möchte losen, wessen Spiel zuerst daran kommen sollte.

Billiger konnte man nun wohl nicht entscheiden, als Freund Philipp, und doch ward er nicht gehört.

Die kleinen Streitgeister waren nicht fähig, ihn anzuhören, und bestunden alle drei gleich hartnäckig auf ihrem Willen.

Daß es für diesmal um das Vergnügen der Gesellschaft gethan war, versteht sich wohl von selbst. Aber wenns dies nur allein gewesen wäre.

Doch ach! sie hörten auf, sich zu lieben, und Anton versicherte, weil er gar nicht schuld zu seyn glaubte, daß er nie wieder in ihre Gesellschaft kommen würde; die Andern versicherten dasselbe, und so gieng man aus einander, ohne daß das Zureden des gutmüthigen Philipps das geringste geholfen hatte.

Anton kam mismüthig nach Hause, gieng stumm und finster allein umher, und wagt es doch nicht, sich selbst zu fragen, woher sein Mismuth entstanden sey? Doch sagt' ihm eine ganz leise Stimme, daß seine Streitsucht wohl Schuld seyn möge.

Am folgenden Tage gieng er, nach erhaltener Erlaubniß seines Vaters, zu einem andern kleinen Freunde, Simon genannt. Er erinner-

te sich des gestrigen Tages, und war anfangs friedsamer.

Simon hatte auch noch einen Bruder, der Kristoph hieß. Alle drei giengen in den Garten, wo eine Kegelbahn, eine Schaukel, und verschiedene andere Spielanstalten waren.

Hier giengs nun, wie man denken kann, sehr vergnügt zu: denn bisher war Anton der friedsamste Knabe gewesen, und seine beiden Freunde bestrebten sich um die Wette, ihm Vergnügen zu machen.

Von ungefähr wird Anton am andern Ende des Gartens einen kleinen Teich und einen Kahn darauf gewahr.

O laßt uns dahin gehen, und uns auf dem Teiche herumfahren, sagt' er zu seinen Freunden. Wir dürfen nicht, lieber Anton, antwortete Simon. Der Vater fährt uns selbst; uns hat ers verboten, uns zu fahren; wenn wirs uns je einfallen liessen, sagt' er, es dennoch zu thun, so würden wir dies Vergnügen auf immer verlieren. —

Anton. Und warum das?

Kristoph. Weil wirs nicht verstehen, einen Kahn zu regieren, lieber Anton, und leicht zu Schaden kommen könnten.

Anton. O, wenn er sonst keine Ursach hat! — ich versteh das Rudern; ich will euch schon fahren.

Simon. Das kann seyn Anton; aber wir wagen es doch nicht: es könnte dir doch fehlen, und wir könnten alle drei unglücklich seyn; überdem so hats der Vater verboten, und dies ist uns genug.

Kristoph. Wenn du nur warten willst, bis der Vater zu Hause kommt, so wollen wir ihn bitten, daß er uns fährt.

Anton vergaß sich; fuhr fort zu streiten und zu behaupten, daß sie es ohne Schaden thun könnten.

Da die beiden sich immer standhaft weigerten, und endlich versicherten, daß sie nicht wollten, nannt er sie furchtsam.

Simon, ohne böse zu werden, sagte ihm, daß sie sich bei dieser Furcht, ihren Vater zu beleidigen, besser befänden, als bei ihrer ehemaligen Wildheit.

Dies beleidigte Anton so sehr, daß er trotzig weggieng, und versicherte, er würde nie wieder kommen.

Sie, die froh waren, einen lästigen Gesellschafter los zu werden, hielten ihn nicht; und er gieng nach Hause, finstrer und mürrischer als je.

Den Vater schmerzte das sehr, den Knaben mit diesem Unmuthe von einem Orte kommen zu sehen, von wo er sonst so viele Freude mitbrachte.

Er konnte keinen Augenblick zweifeln, daß seine traurige Streitsucht die Ursache dieses Misbehagens sey. Noch einmal, obgleich mit weniger Hofnung, wagt' er den Versuch ihn zu heilen.

Dir ist nicht wohl, mein Sohn, sagte er zu Anton.

Anton. O, ich möchte, daß ich nicht ausgegangen wäre!

Vater Warum das?

Anton. Denke nur, Vater, die Knaben, wo ich war, Simon und Kristoph, sind weit jünger, als ich, und wollten mir doch nicht glauben.

Vater. Und was wars, das sie dir nicht glauben wollten„

Anton. Im Garten ist ein Teich; darauf wollt' ich sie fahren. (Du selbst hast mich ja das Rudern gelehrt, als wir einmal auf dem Lande waren, und auf des Onkels großem See zu-

sammen fuhren.) Aber das wollten sie nicht glauben, so viel ichs ihnen auch versicherte. Die albernen Knaben waren zu furchtsam, und blieben dabei, ihr Vater hätt's ihnen verboten.

Vater. Und das nahmst du übel?

Anton. Ja, wenn ich etwas gewiß weiß, und man es mir nicht glauben will — und widerstreitet. —

Vater. Also magst du das Streiten nicht leiden?

Anton. Wenn ich Recht habe, und man mirs doch abstreiten will. —

Vater. Wie kannst du denn so gewiß wissen, ob du Recht hast? Kannst du nicht irren?

Anton. Ja, das wohl.

Vater. Nun sieh, gleich diesmal hast du wirklich geirret.

Anton. Ich, Vater?

Vater. Ja, mein Sohn; deine beiden Freunde waren vernünftiger, als du. — Ihr Vater hatte ihnen ohne weitere Einschränkung das Fahren auf dem Teiche verboten. Daran hielten sie sich, und liessen sich durch deinen Ungestüm nicht irre machen; denn er hatte ihnen nicht gesagt: wenn ein älterer und stärkerer Knabe, wie ihr, euch zuredet, so könnt ihr wohl fahren.

Auch konnten sie ihn, weil er nicht da war, hierüber nicht fragen; sie hatten also Recht, an sein Verbot sich zu halten, und du hattest Unrecht, sehr Unrecht: denn du hättest sie bald zu einem großen Fehler verleitet.

Anton. Ach, Vater, ich seh, daß ich ein Thor war. Kannst du mir verzeihen?

Vater. Von Herzen gern, mein Sohn. Und wie würd' ich dich lieben, wenn du von heut an dich bestrebtest, deine alten Fehler abzulegen!

Anton. Ich' will, liebster Vater, aber du mußt mir helfen, mußt mich erinnern, so oft ich in Gefahr bin, mich zu vergessen. Ich haßte das Streiten an andern, die Recht hatten zu streiten. Wie gehäßig muß es mich gemacht haben, mich, der ich mit Unrecht strit?

Nein, meine Freunde können mich nun nicht mehr lieben — ich werde nun immer traurig und allein zu Hause seyn müssen! —

Vater. Hör', Anton, wenn dein Vorsatz ernstlich ist, und ich glaube, daß ers ist, so gelingt dir die Ausübung gewiß. Versuch es einige Zeit, dich von deinem Fehler loszumachen, und fühlst du dann, daß es dir gelingt, dann geh zu deinen Freunden — auf mein Wort; sie werden dir verzeihen, und konnten sie den eigensinnigen streitsüchtigen Anton nicht mehr lieben: so lieben sie gewiß den sanften vertragsamen zehnmal mehr, als sonst. —

Anton folgte dem Rath, besserte sich, und ward geliebter und zufriedner, als je.

Karoline Rudolphi.

Mäßigkeit und Unmäßigkeit.

(Aus einer Unterredung.)

Der Unmäßige, lieben Kind, schadet sich selbst am meisten. Denn, wenn er zu viel Speise oder Trank genossen hat, so ist er zu seinen Geschäften unfähig und träge.

Daher gelingen denn auch seine Geschäfte nicht; und deswegen sieht man ihn oft verarmen.

Das Schlimmste aber ist, daß sein Körper so wohl, als auch sein Geist, dadurch geschwächt und kränklich werden. Da muß er denn immer

Arzeneien einnehmen, Schmerzen leiden, und oft auch frühzeitig ins Grab sinken,

Wer hingegen ein mäßiges, ordentliches und arbeitsames Leben führt, der wird seltner krank; der ist zu seinen Geschäften immer geschickt und aufgelegt; und, wenn es Gott anders gefällt, so erreicht er ein hohes und vergnügtes Alter.

Mir fällt hierbei ein Geschichtgen ein, welches ich euch, lieben Kinder, doch noch erzählen muß.

Ein Arzt — denkt einmal, noch dazu ein Arzt! — lebte sehr unmäßig.

Er kam einst mit einem gemeinen Bürgersmann in Gesellschaft; und von dem wußte die ganze Stadt, daß er sehr mäßig und ordentlich zu leben pflegte.

Der Arzt rühmte — wer weiß, wie sehr! seine große Wissenschaft, und sagte, daß keine Krankheit so gefährlich wäre, die er sich nicht getrauete zu heilen.

Der Bürger, der so ordentlich lebte, erzählte ihm darauf folgende Fabel:

"Ein Ibis *) kam einst zu einem Hirsch, und prahlte mit seiner Geschiklichkeit. Was kannst du denn? fragte der Hirsch. Ich lehre die Menschen, antwortete jener, wie sie wieder gesund werden können, wenn sie krank sind. Und ich, versetzte der Hirsch, ich lehre sie, wie sie es machen müssen, um niemals krank zu werden. „

Um dies zu verstehen, muß ich euch, lieben Kinder, sagen, was man von dem Ibis erzählt; ob es wahr sey, das weiß ich nicht: denn ich selbst habe nie einen gesehen.

Man

---

*) Ein egyptischer Storch.

Man sagt aber von ihm, daß er, wenn er Verstopfungen habe, sich mit seinem Schnabel in einen gewissen Theil seines Leibes, den ihr wohl errathen werdet, Wasser sprütze, um Oefnung zu bekommen; und daß die Menschen daraus zuerst lernten, den Kranken ein Klystir zu setzen.

Von dem Hirsche hingegen ist es bekannt, daß er nie zu viel frißt, und in stäter Bewegung lebt. Versteht ihr nun die Fabel?

Gut! — Was geschah?

Der eingebildete Arzt, der dabei so unmäßig lebte, starb schon im 36sten Jahre; der Bürgersmann hingegen, der ein so mäßiges und ordentliches Leben führte, wurde dafür 115 Jahre alt, und war sehr selten krank gewesen.

Wehnert.

Von der Arbeitsamkeit.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundin der Arbeitsamkeit.

Die Tochter war es nicht; auch ward es ihr schwer, der liebreichen Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleisses und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist.

Zwar arbeitete sie, so oft es die Mutter befahl; denn des Gehorsams war sie gewohnt: aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daran gieng.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie sie mit hängendem Kopfe und verdrießlichem Gesichte arbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch bald einmal selbst er-

fahren, welche Glückseligkeit die Arbeit, und welch ein unleidlicher Zustand die Unthätigkeit sey!

Ihr liebevoller Wunsch ward erfüllt.

Als Emilie 11 Jahre alt war, reiste sie einmal mit über Land; die Mutter versah sich mit allerlei Arbeitszeuge, und rieth Emilien, das auch zu thun.

Sie wollt' es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.

Die Reise gieng ziemlich weit. Als sie unterweges waren, fiel ein so heftiges Regenwetter ein, daß sie nicht weiter reisen konnten, und da sie einen ofnen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben und besser Wetter abwarten mußten.

Weil im Gasthofe kein Plaz für sie war, so ließen sie blos den Wagen dort, und kehrten bei einer gutherzigen Alten ein, die ihnen Bett und Kämmerchen einräumte. Das war aber auch das Einzige, was sie hatte.

Sie blieb bei ihren Gästen. Ein Spinrad war ihre ganze Beschäftigung.

Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bei sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte nun kein Geschäft, und weil die Alte von nichts weiter zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten: so fand sie auch an diesem Gespräch keinen Wohlgefallen.

Kaum könnt ihrs euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeitsamkeit gewöhnt seyd, welche traurige Langeweile sie fühlte.

Unter vielem Murren und Seufzen über das widerwärtige Wetter verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst schlief sie ein,

Mit welcher Freud' erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! Mit welcher Ungeduld hofte sie, daß der Wagen zur Reise gespannt würde!

Itzt war er fertig: und froh und unter vielen Danksagungen schieden Mutter und Tochter von der treuherzigen Alten.

Die Fahrt gieng ein wenig uneben: denn durch das heftige Regenwetter war die Straße tief und unwegsam geworden.

Als sie beinah eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch kamen sie beide unbeschädigt davon.

Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erhohlt, ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glücke ein Dorf in der Nähe sey.

Sie nahm Emilien mit sich, und gieng dahin, um ihrem Kutscher Hilfe zu schaffen.

In diesem Dörfchen nun wohnte weder Schmidt noch Rademacher. Es dauerte also ein Paar Tage, ehe der Wagen wieder in Stand gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! Wie seufzte, wie jammerte sie vor langer Weile! Und wer konnt ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte sie ihr keine geben: denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing sie an, den Werth des Fleisses zu fühlen; ganz beschämt sagte sie zur Mutter: Ach, ich habs verdient, liebe Mutter, von dieser traurigen Langeweile gequält zu werden! Nun erst weiß ich, wie gut du es mit mir meintest, wenn du mich zur Arbeit anhieltest! Gewiß, hier hieng sie sich an der Mutter Arm und drückte ihre Hand fest an sich, gewiß sollen deine Ermahnun-

gen nicht wieder vergebens seyn! Ich kenne nun das Unleidliche des Müssiggangs. — Ich entsage ihm von heut an, und (indem sie der Mutter Hand mit Thränen begoß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder.

Man sagt, sie hätt' es nie wieder gethan.

Karoline Rudolphi.

Die Vorsicht.

Ein junges muthiges Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel,
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden;
O welche Freuden!

Der Lenz und Sommer strich
In frohem Müßiggange hin;
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn:
Es lebte jetzt und freute sich.
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt ein rauher Nord:
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort
Und fand kein Dach, kein Futter mehr.
Jezt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es; ach! ach;
Hätt' ich die kurze schöne Zeit
Das Bischen Arbeit nicht gescheut;
Jezt hätt' ich Haber, Heu und Dach;
Wie schändlich: für so kurze Freuden
So lang zu leiden.

Weiße.

Letzte Unterredung des unglücklichen Wassers mit seinen beiden Söhnen.

Vernehmt, ihr jungen Leser, eine zwar sehr traurige, aber auch zugleich sehr lehrreiche Geschichte von einem Manne, den die Begierde sich zu rächen in das allergrößte Elend stürzte.

Er hieß Wasser, und war Prediger in der schweizerischen Stadt Zürich.

Schon in früher Jugend verrieth er einen ausserordentlich fähigen Kopf, der alles leicht begriff; auch große Lust zum Lernen bezeigte, und daher Hofnung machte, daß er einst ein recht nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden würde.

Aber er äusserte auch schon von früher Jugend an eine gefährliche Eigenschaft des Herzens, welche seine Eltern und Lehrer für sein künftiges Wohlergehen zittern machte.

Er ließ sich nämlich leicht zum Zorne reizen, und dann übergab er sich einer elenden Rachbegierde, die ihn antrieb, demjenigen, der ihn beleidigt hatte, wieder etwas Leides zuzufügen.

Vergebens stellte man ihm die gefährlichen Folgen dieser bösen Leidenschaft vor: sie hatte in seinem Herzen schon oft tiefe Wurzel geschlagen, daß es ihm zu schwer wurde, sie wieder auszurotten.

Er wuchs also mit dieser Schlange im Busen auf; wurde zwar ein gelehrter Mann, aber führte doch fast immer ein unruhiges und misvergnügtes Leben, weil er alle Augenblicke mit

jemanden Händel hatte, und dann auf Mittel und Wege sann, seine Rachbegierde zu befriedigen.

Er ward zum Prediger erwählt: aber auch als Geistlicher blieb er der unruhige Kopf, der er gewesen war.

Einst hatt' er sich, ich weiß nicht worin, gegen seine Obrigkeit vergangen; diese gab ihm darüber einen Verweis: aber Wasser, anstatt sich sein Vergehen reuen zu lassen, ward vielmehr noch aufgebachter gegen seine Obrigkeit, und vergieng sich gegen dieselbe durch ungebührliche Reden nur noch gröblicher.

Da fand denn die Obrigkeit für gut, ihn durch eine empfindlichere Strafe zur Erkenntniß seines Unrechts zu bringen und entsetzte ihn seines Amtes.

Nun gerieth sein Unwille vollends in Feuer und Flamme. Hatt' er vorher seinen Zorn blos durch bittre Worte zu befriedigen gesucht: so faßt' er jezt den unglücklichen Vorsatz, sich durch die That zu rächen.

Er entwandte, sagt man, (ich erzähle, was ich gehört habe; kann für die Wahrheit aber nicht stehen:) er entwandte also aus dem Archive *) eine Schrift, die, wenn sie bekannt wurde, seinem Vaterlande zum Schaden gereichen konnte.

Allein seine That ward entdeckt, noch ehe er die Schrift bekannt machen konnte; und die Obrigkeit ließ ihn ins Gefängniß werfen. Er suchte aus demselben zu entfliehen; aber der Anschlag mislang, und der Erfolg davon war, daß er in einen festern Kerker gesteckt, und in Ketten gelegt wurde.

*) So nennet man den Ort, wo diejenigen Schriften verwahrt werden, die den ganzen Staat betreffen.

Von diesem Augenblicke an stellt er sich seinen Tod als unvermeidlich vor, und machte sich darauf gefaßt.

Seine Richter versammelten sich; man untersuchte sein Verbrechen, und berathschlagte sich über die Strafe, die er verdient hätte. Ein und zwanzig Stimmen verurtheilten ihn zum Tode, achtzehn hingegen wollten ihn davon frei gesprochen wissen. Allein die meisten Stimmen galten.

Man hoffte indeß, daß er vielleicht noch begnadigt werden dürfte, wenn er sich nur bequemen wollte, seine Obrigkeit um Gnade zu bitten.

Aber er verwarf diese Zumuthung mit einer Hartnäckigkeit, die unbeweglich blieb.

Selbst sein alter, ihm sonst so theurer Vater, ließ ihn bitten, daß er doch das Mitleid seiner Richter anflehen möchte.

Aber er ließ ihm antworten: er wollte alles, alles thun, was er ihm befehlen würde; nur dieses einzige könnte und dürfte er nicht. Wenn seine Thorheit oder Unglück (Verbrechen nannt ers niemals) den Tod verdient hätten, so sey es billig, daß er ihn dulde; und er habe sich darauf gefaßt gemacht.

Da der Tag seiner Hinrichtung herannahete, bat er sich die Erlaubniß aus, noch einmal mit seinem Vater und mit seinen Kindern reden zu dürfen.

Anfangs schlug man ihm diese Bitte ab, weil man besorgte, er möchte seinen Söhnen Haß gegen die Obrigkeit einflößen, und sie bewegen, einst seinen Tod an ihn zu rächen.

Allein darin irret man sich.

Endlich gab der Rath seine Einwilligung: aber der alte Vater fühlte sich nicht stark genug,

den Anblick seines unglücklichen Sohnes zu ertragen; er ließ sich also bei ihm entschuldigen.

Seine beiden Söhne hingegen, der Eine von 11, der Andere von 14 Jahren, wurden zu ihm geführt. Jener heißt Salomo, dieser Heinrich.

Der unglückliche Mann war seiner Banden so lange entlediget, und aus dem Kerker in ein artiges Zimmer gebracht, woselbst er in der Gesellschaft eines Geistlichen seine Söhne erwartete.

Ein anderer Geistliche führte jezt die beiden Söhne in das Zimmer. Sie traten herein mit einem Herzen, dessen Beklemmung Tod oder Verrückung drohete.

Gleich beim Eintritte empfing sie der Vater mit einem ruhigen und unerkünsteltem Lächeln.

„Guten Abend, Heinrich, guten Abend, Salomo! Gelt, wir haben einander lange nicht gesehen? — Wie habt ihr indeß gelebt? Wohl und gesund, aber ein wenig traurig, wie mir diese beiden Herren sagen!“

„Nun, traurig mußt ihr nicht seyn. Ihr seht ja, daß es mir so ziemlich wohl geht. Dies ist ein artiges Zimmer fast so schön, wie unsre Stube; ich habe gut Essen und Trinken; diese beiden Herren und noch andre besuchen mich alle Tage; sie haben Liebe für mich.“

„Nicht wahr, ihr wollt nicht mehr traurig seyn? Ich habs ja besser, viel besser, als ihr glaubet!“

Die Knaben schluchzten, standen wie angedonnert, kämpften, rangen. Aber ihre Thränen flossen unaufhaltbar.

„Nun, nun, fuhr ihr Vater fort, es wird schon besser werden: kommt (indem er beide bei der Hand nahm) sezt euch zu mir her; wir wollen uns ein wenig unterreden.“

Sie sezten sich.

„Nun, Heinrich, wie gehts, was hast du gelernt, seitdem wir uns nicht gesehen haben? Und du, Salomo, wie weit hast's gebracht?“ –

Beide sagten's unter vielen Thränen. Er, immer noch heiter und ruhig, gab ihnen die beste Anweisung, wie und was sie lesen und studiren sollten, und schwatzte mit ihnen so lange, bis er sie etwas ruhig glaubte.

Dann hub er in einem etwas feierlichen Tone an:

Lieber Heinrich, lieber Salomo, es kann vielleicht noch lange, recht lange währen, bevor wir uns wieder sehen und sprechen; und da hab' ich eine Bitte an euch!“

„Nicht wahr, ihr wollt euren Vater nicht vergessen? — Zwar hab' ich euch viel Traurigkeit verursachet, und werde euch noch mehr verursachen; aber ihr fühlt doch, daß ich ein guter Vater gegen euch gewesen bin? Nicht wahr, ihr fühlt das, und vergesset mich nicht?“

Die Knaben schluchzten laut auf, weinten und umarmten ihn.

„Gut, meine Lieben; das wäre eins! Aber ich habe noch eine, noch zwei Bitten. Laß sehen, Heinrich, was glaubst du wohl, das für einen Menschen das Wichtigste sey für dieses und jenes Leben?“

Der Knabe konnte nicht antworten.

„Meinst du nicht, es sey, daß er Gott zum Freunde habe?“

„Ach ja! Sie habens uns immer gesagt!“

„Aber warum ist dies das Wichtigste?“

— Wieder Stillschweigen.

„Nicht wahr, weil Gott alles macht, alles leitet; weil wir unser Glück von ihm allein erhalten mussen?“

„Aber, Heinrich, wie müßt ihrs denn machen, daß Gott euer Freund sey und bleibe? Weißt du das?“

„Ach, Papa, wir müssen thun, was er uns befohlen hat, was im Evangelium vorgeschrieben ist!“

„Hörst's, Salomo? und du, Heinrich, vergiß es auch nie. Versprecht mir beide, daß ihr im Evangelium fleißig lesen, und über das Gelesene nachdenken und darnach leben wollt!“

Sie versprachens,

„Liebe Kinder, das ist das Wichtigste! Euer Vater bittet euch darum, es nie, nie zu vergessen.“

„Seht, ich rede aus der Erfahrung: wenn ichs auch nie vergessen hätte, so wär' ich stäts bei euch zu Hause geblieben, und so würdet ihr mich nicht verlieren. Aber beruhiget euch; wenn ihr euer Versprechen haltet: so wird Gott euer Vater seyn, und von ihm wißt ihr ja, daß er mehr für euch thun kann, als kein Mensch auf der Welt.“

„Glaubet mir, es ist eine gar schöne Sache, Gott zum Vater zu haben; und nicht wahr, liebe, liebe Kinder, ihr würdet mir gern einen Gefallen thun, wenn ihr könntet?“ —

Ihre Thränen stürzten, sie sanken zu seinen Füssen. — „Ach! für Sie sterben!“ schluchzte der Aeltere.

„Wir wollen nicht vom Sterben reden, lieber Heinrich; aber den Gefallen erwarte ich von euch, daß ihr nichts, nichts von dem vergesset, was ich jezt sage und ihr versprechet.“

„Apropos, Salomo; nicht wahr, du erinnerst dich noch der Ohrfeigen, die ich dir manchmal gegeben habe, wenn du unartig warest, und nicht thun wolltest, was ich dir befahl? Da hast du nun wohl zuweilen gedacht, ich wär'

ein böser Vater? Aber, nein, ich meint' es gut mit dir, es geschah zu deinem Besten, und du wirst's noch wohl einsehen lernen! Hör mir jetzt aufmerksam zu, und du auch, Heinrich: was ich jetzt sagen werde, ist gleichfalls für euch beide wichtig, so wichtig, daß ihrs nie, nie vergessen müßt."

„Die Stadt Zürich ist wie eine Familie; die Obrigkeit, unsre gnädige Herren, sind die Väter, wir Andern sind die Kinder."

„Wenn nun ein Kind nicht recht thut, mürrisch ist, schimpft, die Andern unnöthiger Weise plagt; was macht der Vater? Gelt, Salomo, er warnt das Kind, weiset es zurecht, giebt ihm Vermahnungen und Lehren; hilft das nicht, so giebt er ihm eine Ohrfeige."

Läßts auch dann noch nicht von seinen Unarten ab; murrt es sogar über den Vater, oder beschuldiget es ihn der Ungerechtigkeit: so sperrt er das ungehorsame Kind ein, wie ichs etwa auch mit dir gemacht habe."

„Ach, lieber, lieber Papa! winselte der Kleine; verzeihen Sie —"

„Sey ruhig, Salomo; ich sage das nicht, um dich zu kränken; du hattest dich gebessert, du warst ein gutes Kind geworden, und Gottes Segen wird dich begleiten, und hier hast du einen Kuß meiner Liebe!"

„Aber ich, Salomo, ich war ein solches ungehorsames Kind gegen unsre Obrigkeit. Ich war mürrisch, plagte die Andern, schimpfte und schmähte. Man wollte mich zurecht weisen; ich hörte nichts an; ich fuhr in meinen Unarten fort."

„Unser Vater, die Obrigkeit, glaubte, ich verdiene eine Ohrfeige, und gab sie mir: aber das besserte mich nicht; ich schimpfte vielmehr auf den Vater, suchte ihn zu beleidigen, zu

kränken, und du begreifst wohl, das konnte der Vater nicht leiden, und sperrte mich ein, und eben darum habt ihr mich so lange nicht gesehn."

„Gelt, Heinrich und Salomo, ihr habts oft selbst gehört, daß ich zu Hause über die Obrigkeit, die doch unser Vater ist, geschimpft und geseufzt habe?"

„Das war nicht recht; das müßt ihr vergessen, auf ewig vergessen! Nicht wahr, ihr thuts? Ihr versprecht mir, zu vergessen, daß ich unartig war? Ich möchte gern, wenn ich euch nicht mehr sehe, den Trost haben, daß ihr an mich nur wie an einen guten Vater denkt."

Sie versprachens mit einem Eide.

„Und denn, liebe Knaben, horchet nicht auf andre Leute! Sie mögen sagen, was sie wollen, so erinnert euch nur dessen, was ich jetzt sage!"

Denket, daß ich die Ohrfeige und das Einsperren wohl könne verdient haben! Sehet eure Obrigkeit als euren Vater an, und vergesset nie, daß ihr derselben eben das schuldig seyd, was ich von euch foderte — Liebe, Gehorsam, Ehrfurcht und Vertrauen. Sie kann fehlen, aber sie meints doch nicht böse."

„Und nun, liebe Kinder, müßt ihr mir noch einmal die Hand darauf geben, daß ihr von allen, was ich euch gesagt habe, nichts vergessen wollt. Aber besinnet euch erst recht: ihr versprachet mir es vor Gott, und der läßt, wie ichs euch oft sagte, seiner nicht spotten."

Das Gelübde wurde von den Thränen der Söhne und des Vaters vor Gott besiegelt.

„Noch eins! Du, Heinrich, wirst zu deinem Großvater kommen, das ist ein alter, braver, frommer Mann; was er dir sagt, das thue, es wird dein Glück seyn."

„Du weißt, lieber, lieber Heinrich, daß ich dich aufrichtig und zärtlich liebe; ich weiß auch, daß du mich liebst: um dieser Liebe willen sey gehorsam und ehrerbietig gegen ihn.“

„Wenn ihm etwas Vergnügen macht, so verrichte es mit Freuden, suche seinen Befehlen zuvorzukommen, und seine Wünsche zu errathen: und wenn er dann mit dir zufrieden ist, so sage ihm, das habe dir dein unglücklicher Vater in der letzten Unterredung anbefohlen, und ich werde dich im Himmel noch dafür segnen.“

„Sag' ihm, daß ich wünsche und bitte, er möchte dich der Beckerei widmen: machst du dich seiner Liebe würdig, so wird ers thun, und dann widme dich deinem Berufe. Suche nicht höher zu steigen, so wirst du glücklich seyn.“

„Und du, mein Salomo, du bleibst bei deiner Mama! Wenn du zu Hause kömmst, so tröste sie; sag ihr, ich sey ganz wohl und ruhig, auch sie sollte ruhig seyn.“

„Sey gehorsam und ehrerbietig; thue alles, was sie fodert und wünscht; das ist deine Pflicht und mein Befehl, der letzte, lieber Salomo, den dir dein Vater giebt: denn was ich jetzt sagen will, ist nur eine Bitte.“

„Du willst Theologie studiren; wenn du nicht eine unüberwindliche Neigung dazu hast, so laß es lieber bleiben. Es ist ein gefährlicher Beruf! mich hat er unglücklich gemacht. Sags deiner Mama; küsse sie in meinem Namen, und gedenke meiner in Liebe!“

Und nun, meine Lieben, Lieben, (beide umarmend) Nun ist's Zeit! Mich hats gefreut, euch noch einmal zu sehen! Ich geb' euch (beide küssend) meinen letzten väterlichen Segen. Gott sey euer Vater, euer Stütze, eure Trost! Wan-

delt in seinen Wegen, so wird seine Vaterhand euch weislich und gnädig führen."

„Denket meiner in eurem Gebeth; ich werde eurer in der Ewigkeit gedenken, und wills Gott! sehen wir uns dort alle wieder!"

Die Knaben waren wie an den Vater angeklammert; sie weinten nicht, sie schluchzten, bebten, hatten Verzuckungen; und wurden halbtodt weggebracht. Er lächelte unter seinen Thränen, und faßte sich bald wieder.

Von der Zeit an war er zur Bewunderung ruhig und gelassen. Als ihm der Tag seines Urtheils und der vermuthlichste Inhalt desselben bekannt gemacht wurde: so veränderte er nicht einmal die Farbe, und fuhr ruhig in der schon angefangenen Unterredung fort.

Als ihm das Urtheil selbst im Gefängniß eröfnet, und er befragt wurde: ob ihm nicht vor dem Hingang schauerte? so antwortete er: „schauern? Mich wahrhaftig nicht. Ich habe alles durchgedacht, die ganze Scene mir vorgestellt, und während meines Gefängnisses bin ich wohl zwölfmal wachend und träumend enthauptet worden, ohne mich zu entsetzen. Für mich ists gut, daß ich sterbe. *) Seyn sie ruhig, es wird gewiß gut gehn!"

Die letzten Stunden über war Lavater bei ihm. Lavater bebte, und Waser war so ruhig, so fest, daß nicht einmal das volle Glas in seiner Hand schwankte.

Gegen 12 Uhr begehrte er zu speisen, und aß und trank, wie gewöhnlich, ohne weder langsamer, noch geschwinder zu käuen.

---

*) Er fühlte vermuthlich, daß er zu lange gewartet habe, seine Leidenschaften zu bekämpfen; und verzweifelte daran, sich nun noch bessern zu können.

Nach ein Uhr wurde er vor das Rathhaus geführt; der Weg gieng bei seines Vaters Wohnung vorbei, und er stand still.

„Hier, sprach er nach einer kurzen Pause, „wohnt ein sehr braver Mann. Ich hab' ihm unaussprechlich viel zu verdanken, und nun so vergolten! Gott segne ihn, und belohne ihn!“

Weiter hin blickte er auf ein Haus, dessen Fenster von Leuten vollgepfropft waren, welches desto mehr auffiel, weil sich in allen übrigen Häusen beinahe kein Mensch sehen ließ.

„Daß die guten Leute so weinen mögen, dauert mich, sprach er ruhig; wenn nur keiner herunter stürzt.“

Vor dem Rathhause wollte er sein Urtheil selbst anhören; die Geistlichen widerriethen es ihm, er aber antwortete:

„Es ist meine Obrigkeit, die mit mir redet; ich bin es ihr schuldig, daß ich ihren Entschluß abhöre.“

Da er aber vor dem Gedränge nichts verstehen konnte, wandte er sich wieder zu den Geistlichen, und bat, daß sie in ihrem Gebethe fortfahren möchten.

Durch die Stadt gieng und blickte er, wie ein Mann, der der Erfüllung eines angenehmen Wunsches entgegeneilt, der sich aber vor den Leuten zu laufen schämt.

Unter dem Thore betete er den 88. Psalm, den er jedoch auf seine Umstände abgeändert hatte.

Auf dem Rabensteine redete er noch mit dem Scharfrichter; fragte, ob er recht und ihm bequem säße, und als dieser mit ja antwortete: so betete er mit lauter und fester Stimme:

„Dir, o Gott, der du mich als Vater geleitet, durch Christum meiner Erlösung mich ver-

sichert, und durch deinen Geist zu guten Gesinnungen erweckt hast, dir empfehle ich meinen Geist!"

Und da lag der Kopf, den auch die Henkersknechte nicht ohne Thränen hinlegten.

Größtentheils aus den
Ephemeriden der Menschheit.

Aus

Leonhard und Gertrud,

einem Buche für das Volk.

(Etwas abgeändert.)

Zieht den Hut ab, Kinder! und faltet die Hände! —— Es folgt ein Todbett —

Rudi war bei seinen vier Kindern. Seine Frau war ihm vor drey Monaten gestorben. Seine Mutter lag sterbend auf einem Strohsacke, — sagte aber zu Rudi: such doch zu Mittag etwas Laub in meine Decke — mich friert. —

O Mutter! ich will gern izt gehen, sobald das Feuer im Ofen verlöscht seyn wird, sagte Rudi. —

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi — hast du auch noch Holz? Du kannst izt nicht mehr in den Wald, von mir und den Kindern weg — o Rudi, auch ich bin dir zur Last —

Rudi. O Mutter, Mutter! sag doch das nicht — du bist mir nicht zur Last — mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch das was du nöthig hast, geben. — Dich dürstet, dich hungert und frierst! und klagst nicht! das geht mir ans Herz, Mutter!

Mut-

Mutter. Gräme dich nicht, Rudi — meine Schmerzen sind, Gottlob! nicht groß, und Gott wird bald helfen — und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust. —

Rudi. O Mutter! o Mutter ich hab' ja nichts — und du trägst meinen Mangel — o Mutter, o Mutter!

Mutter. Rudi, wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf der Erde — und was man braucht, giebt der Vater im Himmel! Ich danke ihm, Rudi; Er stärket mich bei meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen.) Meinest du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht. —

Rudi. O mein Gott!

Mutter. Tröste dich, Rudi, ich gehe ins bessere Leben.

Rudi. (schluchzend.) O Gott!

Mutter. Tröste dich Rudi; du warst die Freude meiner Jugend, und izt bist du der Trost meines Alters; und nun dank ich Gott — deine Hände werden bald meine Augen schliessen; dann werde ich zu Gott kommen, und für dich beten; und Gott wird helfen; er wird mich erhören, und es wird dir wohlgehn ewiglich — denk an mich, Rudi —

Rudi. O Mutter, liebe Mutter!

Mutter. Aber izt noch eins, Rudi!

Rudi. Was doch, Mutter!

Mutter. Ich will dirs sagen, Rudi! ich muß dirs sagen: es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen.

Rudi. Was denn, o Mutter!

Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bett versteckte, und aus seinem Sack gebratene Erdäpfel aß — er gab auch

seinen Geschwistern; und auch die assens verstohlen. — Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst hätte sie der Junge auf den Tisch geworfen, und hätte seinen Geschwistern laut gerufen — ach! er hätte auch mir einen gebracht, wie ers tausendmal machte. — Es gieng mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas auf den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Großmutter, iß auch! — O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie dieser Gedanke mir seit gestern so schwer auf dem Herzen liegt! Wo er ist — bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (er läuft geschwind, sucht den Rudeli, und bringt ihn der Mutter ans Bett. —)

Die Mutter setzt sich mühselig und zum letztenmale auf; kehrt sich gegen den Knaben; nimmt ihm die beiden Hände in ihre Arme; drückt ihn an ihr Herz, senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben — der Kleine weint laut —

„Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht? Ach stirb doch nicht, Großmutter!“ so sagte der Kleine — sie antwortete gebrochen:

„Ja, Rudeli, ich sterbe gewiß bald.“

„Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht Großmutter!“ (sie muß sich wieder legen.)

Der Knab' und sein Vater zerflossen fast in Thränen; sie erholte sich aber bald wieder, und sagte: es ist mir schon wieder besser, da ich itzt liege.

Rudeli. Du stirbst doch itzt nicht mehr, Großmutter?

Mutter. Thue nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern, und ich werde ja dann zu einem lieben Vater kommen, bei dem es mir wohl seyn

wird — bald, bald, Rudeli, werde ich zu ihm kommen.

Rudeli. O wenn du stirbst, ich will mit dir sterben.

Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, wills Gott, noch lange leben und brav werden: und wenn einst dein Vater alt und schwach seyn wird, seine Hülfe und sein Trost seyn — Gelt, Rudeli, du willst ihm dann gern thun, was du kannst, und was ihm Freude macht? Er thut mir izt auch, was er kann — versprichs mir!

Rudeli. Ja gewiß, Großmutter; ich will recht thun — und folgen.

Mutter. Aber, mein Kind! Gott im Himmel, zu dem ich izt bald kommen werde, sieht alles, was wir thun.

Rudeli. Ich weiß wohl, Großmutter.

Mutter. Warum hast du denn gestern hinter meinem Bett verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Ich wills nicht mehr thun, Großmutter! ich wills nicht mehr thun. Verzeih mir doch, Großmutter! Verzeih mir, o mein Gott! Großmutter!

Mutter. Hast du sie genommen, die Erdäpfel?

Rudeli. (schluchzend.) — j — j ja! Großmutter!

Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. (schluchzend.) — Dem, dem Mau — Maurer.

Mutter. Du mußt izt zum Maurer, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter, um Gotteswillen! ich darf nicht, ich darf nicht.

Mutter. Du mußt — daß du's ein andermal nicht mehr thust. Um Gotteswillen, mein

Lieber, wenn dich schon hungert, nimm nichts mehr. Gott verläßt niemand; er giebt allemal wieder. O Rudeli, wenn du schon nichts hast, und nichts zu erwerben weißt, trau auf den lieben Gott,

Rudeli. O Großmutter, gewiß, gewiß will ich nicht mehr stehlen.

Mutter. Nun so segne dich denn dein und mein Gott, auf den ich hoffe — er bewahre dich, du Lieber! (sie drückt ihn an ihr Herz, weint, und sagt dann weiter:) du mußt izt zum Maurer; sag ihm, daß auch ich ihn um Verzeihung bitte. Rudi! geh mit dem Kleinen, sag, es sey mir leid, daß ich ihm die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; sag ihm, ich wolle Gott bitten, daß er ihnen ihr übriges segne; und du, Rudi, du wirst ihm einmal einen Tag dafür arbeiten, damit er das Seine wieder erhalte. Und eben da sie redte, klopft der Vogt am Fenster.

Die kranke Mutter erkannte den Vogt an seinem Husten, und sagte: O Gott! Rudi — es ist der Vogt — gewiß ist das Brod und die Butter, woraus du mir die letzte Suppe gekocht hast, nicht bezahlt!

Rudi. Um Gotteswillen, es ist nichts daran gelegen; ich will ihm arbeiten, in der Erndte schneiden.

Mutter. Ja, wenn er wartet.

Rudi geht aus der Stube zum Vogt, und die Kranke seufzet tief, redet bei sich selber, und sagt: seit unserm Handel, *) — Gott verzeihe ihm, dem armen geblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich

*) Er hatte durch seine Ungerechtigkeit den Rudi um ein Stück Landes gebracht.

ihn sah; o Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch an mein Fenster kommen und husten! Es ist Gottes Hand, — daß ich ihm verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde, daß ich für seine Seele bete. Ich will es thun: verzeih ihm, Vater im Himmel! verzeih ihm.

Sie hörte izt den Vogt laut reden —

O Gott! er ist zornig. O du armer Rudi — um meinetwillen kommst du unter seine Hände — sie sinkt in Ohnmacht.

Rudeli springt aus der Stube zum Vater. „O Vater, die Großmutter ist todt!"

Rudi. Herr Jesus! Vogt, ich muß gehen.

Vogt. Ja es thut Noth! Es ist kein Unglück, wenn die alte Hexe einmal todt ist.

Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Seine Mutter erholte sich bald wieder; und wie sie die Augen öfnete, fragte sie:

„War er zornig? Er will dir gewiß nicht warten?"

Und Rudi antwortete; „es ist nichts wenigers, was du meinest; es ist etwas Gutes."

Die Mutter sieht ihn ernstlich an, und sagt wehmüthig: „redst du die Wahrheit, Rudi? oder willst du mich nur sonst so trösten? Was ist es?"

Rudi. Der Junker hat mich zum Taglöhner im Kirchbau bestellt; ich habe des Tags 25 Kreuzer und auf ein Jahr Arbeit.

Mutter. Ists auch gewiß?

Rudi. Ja Mutter! ganz gewiß.

Mutter. Nun, ich sterbe leichter, Rudi! daß du siehst deiner Kinder Brod. Mein Ende ist mir izt so leicht! Du bist gut, mein lieber Gott — sey bis an ihr Ende auch ihr guter Gott. Glaub nur, Rudi, ewig fest:

Je größre Noth,
Je näher Gott.

Rudi. Wie sollt ichs vergessen, Mutter? Ich will izt gehen, und dir das Laub in die Decke holen.

Mutter. Das hat nicht Eil. Es ist, Gottlob! wieder wärmer. Gehe izt mit dem Kleinen zu Leonor. —

Rudi winkt dem Betli aus der Stube; sagt ihm: Betli, gieb auf die Großmutter Acht. Wenn ihr etwas begegnet, so schicke Nendli mir nach. Ich bin bei dem Maurer.

Da nahm er den Kleinen an die Hand, und gieng mit ihm in die Hütte Leonors.

Er war noch bei seiner Arbeit, und Gertrud allein zu Haus, als sie kamen. Diese sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

„Was willst du Nachbar Rudi, warum weinst du? warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

O Gertrud! ich bin in einem Unglück. Aber du verzeihst mir.

Der Rudeli hat schon etlichemal aus Hunger von euren Erdäpfeln genommen. Endlich hats die Großmutter gemerkt, und er hats ihr bekannt, und schickt uns gleich, dich um Verzeihung zu bitten. Gertrud! sie ist auf dem Todbett, und bittet dich, daß du uns verzeihest. O Gott wir können sie dir nicht wieder zurück geben; aber ich will euch gern dafür arbeiten; verzeih uns!

Gertrud. Schweig hievon, Rudi! Komm, du lieber Kleiner! versprich mir, daß du niemand nichts mehr nehmen willst; (sie umarmt ihn) du hast eine brave Großmutter.

Rudeli. Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott nicht mehr stehlen.

Gertrud. Mein Kind: thue das nicht mehr. Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu's doch nimmer, Kind! auch wenn dich hungert nicht. Komm lieber zu mir, und wenn ich kann, ich will dir gern etwas geben.

Rudi. Wills Gott, soll ihn der Hunger nimmer treiben, Frau! Ich habe jetzt bei der Kirche zu verdienen.

Gertrud. Ich habs gehört, und es hat mich von Herzen gefreut.

Rudi. Sag doch deinem Manne: ich wollte ihm treu und ehrlich arbeiten, früh und spät seyn, und daß ich mir gern die Erdäpfel am Lohn abziehn lassen wollte.

Gertrud. Rede nicht von dem, Rudi! Mein Mann hat, Gottlob! jetzt auch für ein Jahr Verdienst, und freut sich gewiß, wenns euch nur wohlgeht. Aber ich muß mit dir zur alten Mutter, wenn sie so übel ist —

Sie steckt dem Kleinen dürres Obst in seinen Sack, und sagt ihm noch einmal: „o Lieber! nimm doch niemand nichts mehr;“ und geht dann mit Rudi heim.

Dieser nimmt noch etwas Laub unter einem Nußbaume, das er auf dem Ofen troknen und dann damit seiner Mutter die Decke füllen will.

Gertrud wartet auf ihn ein wenig unter dem Baum; und von da giengen sie geschwind zur kranken Mutter.

Gertrud grüßt sie, nimmt ihr die Hand, und weint. Die Kranke sieht sie weinen.

„Du weinst, Gertrud! wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?“

Gertrud. Du gute Kathri! Gott wird die Deinigen für dein gutes Herz belohnen, und für die Sorge, die du für sie trägst.

Kathri. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig hievon. Könnte ich deine Leiden erleichtern, ich würd' es gern thun.

Kathri. Du bist gut, Gertrud! ich danke dir. Gott wird bald helfen. Rudeli! hast du sie um Verzeihung gebeten? hat sie dirs verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter! schau, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack voll dürren Obstes.)

"Wie ich schlummere, sagte die Großmutter; hast du auch recht um Verzeihung gebeten?"

Rudeli. Ja Großmutter!

Kathri. Und es ist dir Ernst?

Rudeli. Gewiß, gewiß, Großmutter!

Kathri. Wie mich ein Schlummer übernimmt! Es dunkelt vor meinen Augen — Sie wendet sich hierauf zur Gertrud: ich muß eilen... Ich kann fast nicht mehr... wenn ich todt seyn werde.. Ger.. trud.. o gönne diesen Kindern — dann — diesen verlassenen Kindern, dann ... und wann auch ein gut Wort... sie sind so verlassen. Sie strekt die Hand aus, die Augen brechen — „Rudeli! folg ihr — Gertrud, darf ichs hoffen?..." Sie entschummerte, und sie ist nicht mehr aus diesem Schlummer erwacht.

Gertrud vermuthete, daß es der Tod sey, und sagt' es Rudi — Wie er jezt, wie der Kleine die Hände zusammenschlagen, und ohne Trost... hinsinken; das bin ich nicht im Stande zu beschreiben.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm den lezten Wunsch, den die edle Mut-

ter geäussert, und den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. —

Treuherzig nimmt er ihre Hand — o Gertrud! wie mich die Mutter reuet; wie sie so gut war! daß sie noch an das dachte — willst du auch noch an ihre Bitte denken, Gertrud?

Gertrud. Ja, Rudi! so viel ich kann, will ich daran denken.

Rudi. Gott wird dir's lohnen.

Gertrud wandte sich um, sah gen Himmel — o Gott! laß mich die Bitte dieser Frau nie vergessen, sagte sie still bei sich selbst; nimmt den Rudeli und alle seine Geschwister; küßt sie mit warmen Thränen; besorgt die Todte, und geht dann wieder in ihre Hütte. —

Leonor und Gertrud waren jezt wieder in ihrer Hütte, und die Kinder liefen dem Vater und der Mutter entgegen, baten und riefen: Wir wollen doch geschwind unsere Lezgen *) wiederholen! Mutter, komm doch geschwind, daß wir bald fertig seyn.

Gertrud. Warum so eifrig heute, ihr Lieben? Thut es noth?

Kinder. Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir es können — mit dem Abendbrod — Gelt, Mutter, wir dürfen — du hasts uns gestern versprochen.

Mutter. Ich will gern sehn, wie ihr die Lezgen brav könnet.

Kinder. Aber wir dürfen dann, Mutter?

Mutter. Ja, wenn ihr fertig seyn werdet.

---

*) Das, was ein Kind zu lernen hat, heißt in der Schweiz seine Lezge; soll soviel heissen, als Lekzion.

Die Kinder freuten sich herzlich, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut.

Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrod, und zwo Schälchen Milch — sie nahm den Rahm nicht ab davon, denn es war ein Festtag.

Und da die Kinder jezt aßen, nahm sie auch das Gritteli an ihre Brust.

Jezt, während dem Essen, ist es eine Herzensfreude der Kinder, sich zu erzählen, wem ein jedes sein Brod geben wolle — ich dem Rudeli, sagt das eine, ich dem Heinli, das andre, ich der armen Lise — ein drittes.

Keines ißt einen Mundvoll von seinem Brod, keines thut einen Brocken davon in seine Milch — sie aßen alle die Milch ohne Brod — jezt sind sie fertig. —

Noch liegt das Brod und das Messer neben der Mutter auf dem Tisch; und Niklas schleicht sich vom Tisch zu ihr hin: „Du giebst mir doch noch einen Mundvoll Brod, Mutter!"

Sie antwortet: „Du hast schon, Niklas!"

Niklas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Ich hab dir's nicht befohlen. Du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas. Nein, ich will's nicht essen. Aber du giebst mir doch noch einen Mundvoll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niklas. Ei — warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meinst, man müsse nur, wenn man den Bauch voll hat, und nichts mehr mag, erst dann an die Armen denken. — Man muß, wenn man recht brav seyn will, selber Hunger und Mangel leiden können, wo es Noth thut, dem Armen an die Hand zu gehen.

Niklas. Ja, Mutter! ists darum?

Mutter. Ja, Kind — aber giebst du es ihm jezt doch ganz?

Niklas. Ja, Mutter! gewiß, gewiß. Ich weiß, er hungert entsezlich, und ich mag es wohl erleiden, bis um sechs Uhr, dann essen wir zur Nacht.

Mutter. Ja, Niklas — und ich denke, er hat dann auch nichts.

Niklas. Ja, weiß Gott! er hat dann gewiß nichts zu Nacht.

Mutter. Siehst du, Niklas, ob es nicht der Mühe werth sey, sich zu überwinden und an seinem eigenen Mund etwas zu ersparen, damit man auch dann und wann dem Armen seine so große Noth und Elend leicht machen könne? — Thränen sind dem Niklas in den Augen.

Mutter. — Und du, Lise, giebst du deines auch ganz weg?

Lise Ja, gewiß, Mutter.

Mutter. — und du, Eve, giebst du auch deines so weg?

Eve. Ja, freilich, Mutter!

Mutter. — und du, Jones?

Jones. Das denk ich Mutter!

Mutter. — Nun, das ist brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jezt auch anstellen? Es hat alles so seine Ordnung, und wenn man es noch so recht meint, so kann man eine Sache doch ganz unrecht anstellen?

Niklas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihn rufen; ich wills nur nicht in Sack stecken, Mutter, daß ers geschwind hat. Laß mich doch jezt gehen, Mutter!

Mutter. Wart noch ein wenig, Niklas! — Du, Lise, wie willst du es machen?

Lise. Ich will es nicht so machen, wie Niklas. Ich winke den Beteli in eine Ecke, und verstecke das Brod unter mein Tuch, und geb's ihm, daß es niemand sieht, nicht einmal sein Vater.

Mutter. Und du, Eve, wie willst du es machen?

Eve. Weiß ichs — wie ich den Heinli antreffen werde? Ich werd's ihm geben, wie's mir dann kommen wird.

Mutter. Und du, Jones, du kleiner Schelm! du lachst; du hast Tücke im Sinn; wie willst du es machen?

Jones. — Ins Maul steck ichs ihm, mein Brod, Mutter! wie du mirs machst, wenn du lustig bist. — Er muß mir die Augen zuthun, und das Maul auf — dann leg' ichs ihm zwischen die Zähne. — Er wird lachen, Mutter, gelt! er wird lachen.

Mutter. Das ist alles recht, Kinder! aber ich muß euch doch etwas sagen: ihr müßt das Brod den Kindern still und allein geben, daß es niemand sehe, und man nicht meine, ihr wollet nach Ruhm haschen; denn das würde gar unartig seyn.

Niklas. Potz tausend, Mutter! so muß ich mein Brod auch in Sack thun.

Mutter. Es versteht sich, Niklas!

Lise. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter! und sagt' es vorher — ich wollt' es so machen.

Mutter. Du bist immer die allerwitzigste, Lise; ich hab' nur vergessen, dich dafür zu rühmen — du thust also wohl, wenn du mich darum mahnst.

Lise erröthete und schwieg, — Da sagte die Mutter: „Ihr könnt jetzt gehen, Kinder!

Aber denkt an das, was ich euch sage;" da giengen die Kinder.

Niklas läuft und springt, was er vermag, die Straße hinunter zu des Rudelis Haus. Er trift ihn nicht auf der Gasse an, hustet, räuspert sich, ruft ihm — aber er kommt nicht ans Fenster.

Niklas sagt zu sich selber; was soll ich jetzt machen? Soll ich in die Stube? Aber ich solls ihm allein geben; ich will doch gehen, und ihm nur sagen, daß er heraus auf die Gasse komme.

Der Rudeli saß eben mit seinen Geschwistern neben dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter; und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die ihnen die Mutter in ihrem Leben erzeigt hätte — und der Vater und der Rudeli weinten ob dem letzten Kummer der guten Frau, wegen der Erdäpfel, und versprachen vor dem offenen Sarge der Großmutter ihrem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, keinem Menschen mehr etwas zu stehlen. —

Niklas öffnet eben die Thüre, sieht die Gestorbene, erschrickt, und läuft wieder aus der Stube. Der Rudi aber, der ihn sah, dachte, Leonor wollt' ihm etwas sagen lassen; läuft dem Knaben nach, und frägt ihn, was er wolle?

„Nichts, nichts," antwortete Niklas; „nur mich mit dem Rudeli lustig machen, hätte ich wollen — aber er betet jetzt —"

Rudi. Das macht nichts, er ist bald fertig, wenn du zu ihm willst.

Niklas. Laß ihn doch auf die Gasse.

Rudi. Es ist ja so kalt auf der Gasse; komm zu ihm in die Stube.

Niklas. Ich mag nicht, Rudi; laß ihn nur auf einen Augenblick hinunter.

Rudi. Ich mags wohl leiden.

Niklas gieng jetzt mit dem Rudi bis an die Stubenthür, und rief dem Rudeli: „komm doch einen Augenblick mit mir auf die Gasse.

Rudeli. Ich mag jetzt nicht. Man nimmt mir sie ja fort, dann komm ich nicht mehr zu ihr in meinem Leben.

Niklas. Nur einen Augenblick.

Rudi. Gehe doch einen Augenblick, und sieh, was er will.

Der Rudeli geht zu ihm hinaus. Niklas steckt ihm das Brod in den Sack, und läuft fort.

Der Rudeli ruft ihm nach: „danke doch deinem Vater und deiner Mutter!“

Niklas kehrt sich um, und sagt: „schweig doch; es muß es niemand wissen;“ und läuft wie ein Pfeil um die Hausecke herum.

Lise gieng indessen allgemach in ihrem Schritt ins obere Dorf zu des Marxen Beteli — er stand eben am Fenster.

Lise winkt ihm, und er schleicht still aus der Stube zu ihr hinunter. —

Lise. Du, ich hab dir da Brod.

Beteli (streckt zitternd die Hand darnach.) Du bist gut, Lis! es hungert mich — aber warum bringst du mir jetzt Brod?

Lise. Weil du mir lieb bist, Beteli! wir haben jetzt genug Brod; mein Vater muß die Kirche bauen.

Beteli. Meiner auch.

Lise. Ja, aber deiner ist nur Handlanger.

Beteli. Das ist gleichviel, wenn's nur Brod giebt.

Lise. Habt ihr grossen Hunger leiden müssen?

Beteli. Ach! wenns nur jezt besser wird.

Lise. Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Beteli. Ich darfs nicht sagen.

Lise. Warum nicht?

Beteli. Wenns der Vater vernähm, es würde mir —

Lise. Ich würd es ihm dann grad sagen; du Närrli!

Beteli nimmt ein Stück ungekochte rohe Rüben aus dem Sack, und sagt: " sieh da, Lise! „

Lise. Herr Jesus! sonst nichts?

Beteli. Nein, weiß Gott! jezt schon zwei Tage.

Lise. Und du darfst das niemand sagen, und von niemand nichts heischen?

Beteli. Ach Gott! wenn er wüßte, was ich dir jezt gesagt, wie würd's mir gehen!

Lise. Aber warum sollst du es denn nicht sagen?

Beteli. Weil das so aussehen würde, als wenn wir betteln wollten; und das sollen wir nicht.

Lise. Nun, so iß doch das Brod, eh du wieder hinein mußt.

Beteli. Ja, ich muß bald gehn, sonst fehlts—

Er ißt das Brod, und eben öfnet der Marx die Thür.

Beteli schluckt erschrocken den ungekäuten Bissen hinunter, und die Lise läuft geschwind davon.

Eve trift den Heinli unter seiner Hausthüre an, und sagt ihm: willst du Brod?

Heinli. Ja, wenn du hast.

Eve giebt's ihm, er dankt, und Eve geht wieder fort. Der Jones aber schleicht um Michels Haus herum, bis das Bäbeli ihn sieht,

und herab kommt. “ Was machst du da, Jones?„ sagt Bäbeli!

Jones. Ich möchte etwas Lustiges machen, Bäbeli?

Bäbeli. Ich will mit dir etwas Lustiges machen.

Jones. Wenn du thust, was ich will, so geht es gewiß lustig.

Bäbeli. Was denn ?

Jones. Thu's Maul auf, und die Augen zu !

Bäbeli. Ja, du thust mir etwas wüstes ins Maul.

Jones. Nein, das thu ich nicht, Bäbeli, gewiß nicht!

Bäbeli. Ja, aber wenn du ein Schelm bist! — Es thut die Augen ganz zu; flugs schiebt ihm Jones das Brod in den Mund, und läuft fort.

Das Bäbeli nimmt das Brod aus dem Mund und sagt: das war lustig — sitzt nieder und ißt's.

Nun waren Leonors Kinder alle wieder heim.

Sie erzählten Vater und Mutter, wie es ihnen gegangen wäre, und waren sehr munter; Lise allein erzählte wenig, und war nicht munter.

Und nun betete Gertrud mit ihren Kindern; gab ihnen ihr Nachtessen, und begleitete sie zur Ruh. —

Gertrud und Leonor lasen noch eine Stunde in der Bibel und im Gebethbuche — und es war ihnen wohl am Abende des heiligen Fests.

Lied einer Schnitterin.

Laß dich schneiden, laß dich schneiden,
    Ernte, reif und warm:
Sieh, ein Mädchen voller Freuden,
    Sammlet dich in Arm!

Daß sich Fleiß und Arbeit nähre,
    Reift dich Sonnenstrahl;
Falle, falle, goldne Aehre!
    Alles fällt einmal.

Abends bindt man dich in Garben,
    Führt dich jauchzend heim:
Menschen kamen auch und starben;
    Alles kehret heim.

Einst auch soll ich Schnittermädchen
    So dahin, dahin —
Und es regt sich wohl kein Blätchen
    Daß ich nicht mehr bin.

Aber Frühlingsodem wehet
    Ueber Grab und Flur,
Und aus todter Hülle gehet
    Schönere Natur.

Falle, falle, goldne Aehre;
  Reif vom Sonnenstrahl;
Trink zur Letzte diese Zähre,
  Unser Sang im Thal!

Aus dem Helvetischen
Kalender.

Zezilie und Scharlotte.

Ein Gespräch.

(Zezilie 16, Scharlotte 14 Jahr alt.)

Zezilie.

Ach willkommen, Scharlotte! Einen bessern Einfall konntest du unmöglich haben, als den, heut zu mir zu kommen.

Scharlotte. Das dacht' ich auch, und deswegen kam ich. Wie gehts dir, liebe Zezilie?

Zezilie. Siehst ja, wie gesund ich bin; und von innen gewiß nicht weniger, als von aussen. Laß uns nur gleich in den Garten gehen. Es ist so recht ein Nachmittag, ihn da zu geniessen.

Scharlotte. Das ist schon meine Sache. Komm nur! Aber was legtest du da so schnell bei Seite? Darf ichs nicht sehen?

Zezilie. Hm!

Scharlotte. Nun, ich will nicht weiter fragen.

Zezilie. Aber bin ich nicht albern? Du bist's ja! Hör', es soll eine kleine Geburtstagsfreude für die L. werden. Sie liebte meine Stickereien.

Scharlotte. O laß doch sehen! — Schon so weit fertig?

Zezilie. Ja, es sind auch nur noch 3 Wochen hin, und sie wohnt 20 Meilen von hier.

Scharlotte. Ach, daß es doch so weit ist! —

Zezilie. Und wir keine Reise zu ihr machen können! — Aber komm in den Garten.

(Sie umfassen sich, und gehen umschlungen zum Garten).

Scharlotte. Sag, liebe Zezilie, wie bist du seit ein Paar Jahren so ganz verändert? Vor zwei Jahren, eh ich von hier reiste, warst du oft so trübe, so finster, und wenn du auch froh in eine Gesellschaft kamst, giengst du doch die meiste Zeit misvergnügt wieder weg; und nun, seit ich wieder hier bin, so oft ich dich sehe, seh ich dich heiter. —

Zezilie. — Ach, Scharlotte, wie froh bin ich, daß du mich verändert findest! Ich war damals unglücklich, sehr unglücklich — und die theure beste L —, die ich so wenig zur Aufseherin verdiente, war mit mir unglücklich; denn herzlicher kann man von keiner Mutter geliebt werden, als ichs von ihr war. Sie hats ganz gehalten, was sie meiner sterbenden Mutter versprach: sie wolle an mir Mutterliebe beweisen. —

Scharlotte. Ich kenne die Trefliche. — Aber erzähl mir, was dich unglücklich machte.

Zezilie. Ja ich erzähle dir, und dir allein — die Geschichte eines Morgens, der mir unvergeßlich bleiben wird. Den 16ten Junius, wenn ihr Geburtstag wieder kommt, wirds zwei Jahr. Es war einer der schönsten Morgen, die ich je gesehn. Ich wachte früh auf; denn eine recht warme Freude läßt nicht lange schlafen. Der L — Kammer war zu: ich denk also, sie schläft noch: kleide mich geschwind ein wenig an, nehme meinen Korb, den ein liebes Mädgen mir geflochten, (sie drückt Scharlotten die Hand) und laufe damit nach dem Garten, mir Rosen zu ho-

len, die ich auf der L — Besse streuen will. Ich laufe hier so die Kirschenallee herunter, nach den zerstreuten Rosenbüschen, die um den Ulmbaum stehen; wie ich aber an den Ausgang der Allee komme, so sehe ich die L — kniend auf dem Rasen. — Ich will sachte wieder zurück schleichen, aber sie hört mein Geräusch, steht auf, wird mich gewahr, und ruft mich zurück.

„Komm, Liebe, du sollst nicht weggehen; es ist heut so ein Morgen für uns.„

Ich sah, daß sie Thränen in den Augen hatte; aber es waren nicht solche Thränen, wie sie sie für Entzücken weinen konnte. — Bei aller Freundlichkeit, mit der sie mich rief, sah ich Kummer in ihrem Gesicht. —

Sie faßte mich sanft bei der Hand, und schlug ihren Arm um meinen Nacken: und so giengen wir die Allee ein Paarmal auf und ab, ohne daß sie ein Wort redete, und ohne, daß ichs wagte, den Mund aufzuthun.

Dann zog sie mich näher an sich, und sah mir ins Gesicht: „Ich habe dir etwas zu sagen, meine Liebe;“ ich horchte schon. „Etwas das dir weh thun wird“ Mir ward bang. „Du bist stolz — Ich zitterte.

Ich konnte mich einer peinlichen Bangigkeit nie erwehren, wenn sie so redete; immer wars dann, als spräche mein Gewissen laut durch ihren Mund.

„Hattest du gestern Mittag bei Tisch auf dich Acht, was da in dir vorgieng? Als du so große Begierde hattest, die Geschichte der Familie J — zu erzählen, und keiner auf dich hören wollte, so oft du anfingst, und jeder auf die verständigere Wilhelmine hörte, und sich über ihre schöne natürliche Art zu erzählen freute; hattest du da nicht Acht, was in dir vorgieng?“

„Du wurdest roth, zittertest, und ich sah Thränen in deinen Augen, die du verbergen wolltest: was war das, Liebe?„

Ich seufzte tief, und schlug die Augen nieder. —

„Gestern Nachmittag, als du deine Zeichnung brachtest, und man sie blos besah, und sie dir ohne Lob wieder zurück gab, wie du da blaß wurdest, und sichtbarer Verdruß dein Gesicht entstelte, — was war das?“ —

„Den Abend als du spieltest, und die liebe Wilhelmine sang — du spieltest erbärmlich. Wilhelmine konnte nicht mit dir auskommen, und fragte dich so sanft: ob du lieber aufhören wolltest? erinnre dich, welch Gesicht du ihr machtest, ihr, die du sonst so lieb hast — sage mir, Liebe, was war das?“

„Endlich, als man Wilhelminen zu spielen bat, und dein Vater dir winkte, du mögtest singen — wie sich da dein Gesicht verfinsterte, wie unleidlich du sangst — sage mir, Liebe, was war das?“

Nun zerfloß ich in Thränen, und schluchzte laut: denn ihre Rede hatte mich bis in das Innerste getroffen.

— „Ach es war — Stolz:“ — sagt' ich mit zitternder Stimme: — nie hat mich etwas tiefer gedemüthigt; als dies Bekenntniß.

Wir waren unvermerkt an die Ulme gekommen, und standen hier an Rasensitz. —

— Sie sah, was in mir vorgieng; drückte mich mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an sich, und ihre Thränen flossen auf mein Gesicht herab. Sie schwieg — und sah zum Himmel.

Ich fühlte, was dies Aufsehen bedeute; sank auf den Rasen, sie neben mir; und nie, nie vergeß ich dieses Gebeths. —

Als wir weiter gehen wollten, sagt' ich ihr, indem ich mich an sie schloß: „heut sollen Sie die letzten Thränen über mich geweint haben.“—

Sie drückte mir die Hand: „grössere Geburtstagsfreude könntest du mir nicht machen, als du mir durch diesen Vorsatz machst. Gott segne dich zur Ausführung.“—

Nun ward sie heiter, und ich mit ihr: sie sprach mit mir von der Schönheit des Morgens; mir wars leicht und wohl — mein Herz war aufgethan, und fähig, seines ganzen Segens zu geniessen.

Sie sprach vom Frieden mit uns selbst, und ihre Worte drangen tief ein. Ich fühlte damals zuerst, was es heißt, Frieden mit sich selbst haben. Wir giengen unter dem traulichsten Gespräch hinauf.

Mein Vater hatte ein kleines Fest veranstaltet, uud wir feierten einen der schönsten Tage. Von diesem Tag bestrebt ich mich der strengsten Aufmerksamkeit auf mich selbst; und seitdem sie mich so von dem traurigen Stolze geheilt, bin ich ungestört froh gewesen; denn itzt beleidigt mich nicht leicht etwas. O die gute L — was bin ich ihr schuldig!

Charlotte. Dank, Dank, liebste Zezilie, für deine Erzählung! Sollst sehen, auch ich will mich der Aufmerksamkeit auf mich selbst bestreben; auch ich will froh und glücklich werden wie du's bist. Karoline Rudolphi.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,

Floh einstens nach verlohrner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen;
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

„Ach, fing der Reitknecht an:
Werd ich denn auch in Himmel kommen)
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herren Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer, ich unwürdiger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekriegt.
In sieben Schlachten stets gesiegt,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an,
Und sprach: „warum habt ihr denn alles dies gethan?

„Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren;
Und was ich bin, ein Held zu seyn.“

O, fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet ihr so vieles Blut vergiessen?
Ich bitt' euch, laßt's euch nicht verdriessen,
Ich sag' es euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als ihr gethan.

Gellert.

Betrachtung über einen Vogel.

Ich beobachtete neulich aus meinem Garten-hause ein Vögelchen, das sich, innigst vergnügt, auf den Rand eines Blummentopfs unter einem blühenden wohlriechenden Pomeranzenbaum niedersetzte,

Unwissend, daß es in seiner Einsamkeit belauscht wurde, überließ es sich allen den Empfindungen, welche Unschuld, Sicherheit, und die wirksame Kraft der schönen Natur in allen empfindsamen Wesen erwecken.

Es sonnte seine Flügel in den erquickenden Stralen der Morgensonne, haschte ein vorbeieilendes Würmchen, hüpfte vor Freuden von einer Seite des Randes auf die andere, und ergötzte sich an noch einem Vogel seiner Art, der unten zu seinen Füßen auf dem Erdboden im zarten Triebsande hakte, und entweder einer seiner Gespielen, oder seiner Kinder oder vielleicht gar seine Gattin seyn mogte.

Nach ungefähr fünf Minuten flog es aus diesem engen Bezirke eines kleinen Gartens wieder in die weiten Grenzen der Natur, zu seiner eigentlichen Bestimmung, um unter unzähligen Freuden seyn schuldloses Leben fortzusetzen.

Mir kam dieser kurze Aufenthalt des Vogels auf dem Rande einer zerbrechlichen Scherbe, als die kurze Walfahrt der Menschen in diesem Leben, und der weite Raum der ganzen Natur, als die Ewigkeit vor.

Wie manche Annehmlichkeit genießen wir schon auf der Scherbe, die wir hier bewohnen! Aber wie viel tausend Herrlichkeiten mehr werden wir dann schmecken, wann sich unsre Seele

durch einen raschen Flug in die höhern und unermeßlichen Sphären der Ewigkeit erheben wird.

Aus dem Hannöverischen Magazine.

Gespräch
zwischen Vater und Sohn.

Sohn.

Schon wieder Tag und Nacht gleich! Es ist doch kaum ein halbes Jahr, da Sie mir sagten, wir hätten heute das Aequinoktium. *) Der längste und kürzeste Tag kommen doch jährlich nur einmal.

Vater. Wunderlicher Knabe! Eben davon kommt's, daß Tag und Nacht jährlich zweimal gleich sind. Vom kürzesten Tage bis zum längsten muß solches einmal und vom längsten bis zum kürzesten Tage wieder einmal, und also jährlich zweimal erfolgen.

Sohn. Bin ich nicht albern gewesen! Ja, wenn ein Jahr nur vom kürzesten bis zum längsten Tage dauerte, so hätten wir auch nur einmal Nachtgleiche.

Vater. Laß dir deine unbedachtsame Frage nicht leid seyn; du kannst etwas sehr Nützliches dabei lernen.

Sohn. Was denn?

Vater. Das menschliche Leben hat Glück und Unglück. Wir wollen das Glück als die längern, das Unglück hingegen als die kürzern

*) Die Zeit im Jahre, da Tag und Nacht einander völlig gleich sind, indem der eine wie die andere grade nur 12 Stunden dauert.

traurigen Tage ansehen; die Zeit aber, die ohne groß Glück und Unglück, d. i. die auf eine sanfte Art in stiller Zufriedenheit hinfließt, als Aequinoktialtage betrachten. Diese letzten werden sich also in deinem Leben gegen jene, wie zwei zu eins, verhalten. Grund genug zur dankbaren Anbetung der Vorsehung für das wohlthätige Geschenk deines Lebens.

Aus dem Hannöverischen
Magazine.

An die Sonne.

An einem Erntemorgen.

Kömmst du zurück in purpurnem Gewande,
Du große Himmelskönigin?
Wir sahen dich von uns nach fernem Lande
Zu segnen, zu beglücken ziehn,
Wir sah'n dir nach und flehten laut: Komm wieder,
Laß uns dein Antlitz wieder sehn!
Du segnetest die fernen Menschenbrüder,
Und kamst zurück auf unser Flehn.

Hab tausend Dank, du Edel, Große, Milde,
Daß du so treu, so segnend bist;
Daß du in deinem schönen Himmelsbilde
Ein Abbild ächter Liebe giebst!

Ha! immer strahlender von reichem Segen
Und herrlicher wird dein Gesicht;
Das Schnittervolk zieht singend dir entgegen
Und jauchzt ob deinem neuen Licht.

Und hebt den Arm und scheut nicht Schweiß und Mühen;
Gesegnet sey denn Müh und Schweiß,

Gesegnet sey, wann ihre Stirnen glühen,
Ihr wackrer, unverzagter Fleiß!

O du in deiner lichten Halle droben,
Beglänze sie mit deinem Mutterblick;
Laß sie ihn fühlen, und dich fröhlich loben,
Und schmecken ihres Fleisses Glück!

Doch, liebe Sonne, wann dein Feuerwagen
Zur Mittagsstunde näher fährt,
Und, ach! die Muthigen verschmachten, zagen,
Wann ihre Kräfte sind verzehrt:

Dann hüll' in einen milden Wolkenschleier
Dein hohes strahlendes Gesicht.
Ach! sie ertragen dein allmächtig Feuer,
Die Hoheit deines Glanzes nicht!

Sey minder groß, da es die Armen wagen,
Wenn sie auf ihren Garben ruhn,
Ihr Auge dankend zu dir aufzuschlagen,
Und stärken sich zu neuem Thun.

Und ziehn sie heim im stillen Abendschatten,
Dann, Holde, lächle noch einmal,
Und lohne du die guten, arbeitmatten
Mit einem trauten Abschiedsstrahl.

Karoline Rudolphi.

Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeiten dieser Welt.

Jeannot und Colin lernten beide zu gleicher Zeit lesen bei dem Schulmeister des Dorfs.

Jeannot war der Sohn eines Mannes, der mit Mauleseln handelte; Colin hingegen verdankte sein Daseyn einem braven Ackersmanne,

Diese beiden Knaben liebten sich sehr, und nur dann sahe man sie recht vergnügt, wenn sie beisammen waren; mußten sie sich aber trennen, so war's ihnen beiden so bange ums Herz, daß man sie oft mit Thränen von einander scheiden sah.

Ihre Schuljahre waren beinahe verflossen, als der Schneider dem Jeannot ein Kleid von Sammet mit einer goldgestickten Weste und einen Brief von seinem abwesenden Vater brachte, der zur Ueberschrift hatte: an den jungen Herrn von Jeannotiere.

Colin bewunderte das schöne Kleid, und war ganz und gar nicht eifersüchtig darüber; aber Jeannot machte von der Zeit an ihm ein vornehmes Gesicht, und darüber betrübte sich der gute Junge.

Von nun an gab Jeannot sich gar keine Mühe mehr etwas zu lernen, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu, und fing an — o der Unverständige! alle andere Leute gegen sich gering zu schätzen.

Einige Zeit hernach kam ein Kammerdiener auf Extrapost mit einem zweiten Briefe an den jungen Herrn Marki von Jeannotiere an.

Dieser Brief enthielt einen Befehl des Herrn Vaters an den Herrn Sohn, nach Paris zu kommen.

Jeannot stieg in die Kutsche, indem er mit vornehmer Miene dem armen Colin die Hand reichte, als wenn er ihm seiner Gnade versichern wollte.

Colin fühlte sein Nichts, und weinte. Jeannot fuhr in aller Pracht seiner neuen Herrlichkeit davon.

Du wirst nicht wissen, lieber junger Leser, woher diese plötzliche Veränderung gekommen sey. Höre also an:

Jeannot, der Vater, hatte durch allerlei Ränke in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zusammengebracht. Er kaufte sich bald darauf in den Adelstand, und da hieß man ihn dann den Herrn von Jeannotiere.

Er kaufte sich bald darauf ein Markisat; und von der Zeit an hieß er der Marki von Jeannotiere.

So standen nun die Sachen, da er seinen Sohn, den jungen Marki von Jeannotiere, zu sich kommen ließ.

Colin liebte seinen erhöhten Freund noch eben so zärtlich, als zuvor; er schrieb ihm einen Glückwunschbrief: aber der junge Marki antwortete ihm nicht. Colin wurde vor Betrübniß darüber krank.

Der Marki von Jeannotiere wollte nun seinem Sohne eine glänzende Erziehung geben: aber seine Frau Gemahlin wollte nicht zulassen, daß er Latein lernte; denn, sagte sie, es werden ja nur französische Opern und Komödien gespielt.

Man wollte ihn die Erdbeschreibung lehren: aber die Frau Markisinn sprach: wozu das? Die Postillions werden den Weg nach seinen Gütern wohl ohne ihn zu finden wissen.

Man redete davon, daß er die Geschichte lernen müßte. Possen! antwortete die Frau Markisinn; wenn er nur weiß, was sich an jedem Tage in Paris zuträgt: was braucht er sich um die vergangenen Zeiten und um andere Länder zu bekümmern?

Aber ein wenig Arithmetik, meinte der Herr Marki, könnte dem jungen Herrn doch wohl nicht schaden!

Gehen Sie! antwortete die Frau Markisinn; wozu wird er denn einen Homme d'Affaires *)

*) Ein Mann, der seines Herrn Hauswesen besorgen und Rechnung darüber führen muß.

halten, wenn er seine Ausgaben und Einnahmen selbst berechnen soll?

Nachdem man auf diese Weise alle andere Wissenschaften durchgegangen war: so ward endlich beschlossen: der junge Marki sollte — tanzen lernen.

Da sich nun also das junge Herrchen mit nichts, als mit seinem Putze zu beschäftigen hatte: so war es sehr natürlich, daß der Müssiggang ihn bald in Ausschweifungen und Laster stürzte.

Er verschwendete große Summen, um sich nichtswürdige Vergnügungen zu erkaufen, welche in seiner wüsten Seele nichts als Ueberdruß, Eckel und Reue zurückliessen, indeß seine unverständigen Eltern eben so viel darauf gehen liessen, um für **Leute von Stande** gehalten zu werden.

Eine junge Witwe von Stande, die nur wenig Vermögen besaß, faßte den großmüthigen Entschluß, die großen Reichthümer des Herrn von Jeannotiere sich selbst zuzueignen, und in dieser Absicht den jungen Marki zu heurathen.

Der Marki und die Markisinn, welche von den Gesinnungen der Dame gegen ihren Sohn unter der Hand benachrichtiget wären, schätzten sich glücklich, mit einer so vornehmen Familie in Verbindung zu gerathen, und nahmen den Vorschlag mit beiden Händen an.

Schon war der Tag zur Hochzeit festgesetzt, schon nahm der junge Marki die Glückwünschungen bei seiner künftigen Gemahlin an: als plötzlich der Kammerdiener seiner Frau Mutter ganz ausser Athem ins Zimmer trat.

Was giebts? rief ihm der junge Marki entgegen.

Etwas, antwortete der Kammerdiener, was Sie sich wohl nicht haben träumen lassen. Die

Gerichtsbedienten leeren das Haus ihres Herrn Vaters aus. Die Gläubiger bemächtigen sich aller seiner Habseligkeiten, und man spricht sogar vom Gefängniß. Ich für mein Theil eile zurück, um mich für meine Dienste bezahlt zu machen.

Ich muß doch sehen, sagte der junge Marki, was das ist, wovon der Kerl da träumt.

Ja, gehen Sie, erwiederte die Dame, und setzen Sie den unverschämten Kerlen die Köpfe zurecht. Geschwind Marki!

Der Marki lief, kam an, und fand, daß sein Vater schon in Verhaft genommen war. Alle Bedienten waren schon davon gelaufen, und hatten, so viel sie konnten, mit sich genommen. Er fand seine Mutter ganz allein, ohne Beistand, ohne Trost, weinend über ihre vorige Thorheiten und über ihr jetziges Elend.

Verzweifeln Sie nicht, rief ihr der junge Marki zu; meine Braut liebt mich unaussprechlich. Sie ist großmüthig, und wird ihnen mit ihrem Vermögen beispringen. Ich eile sie herzuführen.

Er gieng; aber wie erstaunt er, da die falsche Geliebte ihn folgendermaßen empfieng:

„Wie, Herr Marki, sind Sie's? Was wollen Sie hier? Ists recht, seine Mutter so im Stiche zu lassen? Geschwind kehren Sie wieder zurück! Sagen Sie ihr, daß ich ihr immer noch recht gut bin; daß ich eine Kammerfrau nöthig habe, und daß ich sie allen andern vorziehen werde.“

Der Marki stand wie versteinert da; mit dem bittersten Unwillen blickt' er auf sie herab, verließ sie, und eilte nach denen, welche seines Vaters Vermögen hatten verzehren helfen, und die er deswegen für die wärmsten Freunde seiner Familie hielt.

Diese empfiengen ihn mit erzwungener Höflichkeit, versprachen ihm zu dienen, ließen ihn aber leer wieder von sich gehn.

Einige Zeit nachher schienen sie ihn gar nicht mehr zu kennen.

Der Zustand des armen Markis war jezt der kläglichste von der Welt. Ohne Mittel und ohne alle Geschicklichkeit sich seinen Unterhalt zu erwerben, was sollt' er anfangen?

Indes er eines Tages ganz verzweiflungsvoll herumirrt, sieht er einen alten schwerbepackten Reisewagen, mit ledernen Vorhängen, langsam herbeirollen, und hinter ihm vier eben so schwer beladene Lastwagen.

In der alten Reisekutsche saß ein junger und grob gekleideter Mann, mit einem runden frischen Gesichte, aus welchem Gefälligkeit und Freude strahlten.

Sein kleines braunes Weibchen, eben so grob gekleidet, als er, saß neben ihm.

Der Zug gieng langsam genug, um dem reisenden Manne Zeit zu lassen, den schwermuthsvollen Marki mit Gemächlichkeit zu betrachten.

„Himmel!“ rief er plözlich aus, „was seh ich? Ist das nicht Jeannot? Ja, wahrhaftig, er ists, er ists!“

Mit diesen Worten that der kleine runde Mann einen Saz aus dem Wagen, und hieng seinem alten Freunde schon am Halse, ehe dieser noch einmal Zeit gehabt hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehn.

Jezt erkannte er ihn; es war — Colin Thränen der Reue und der Scham benezten sein Gesicht; er war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Du bist mir untreu worden, sagte Colin; aber sey du immer großer Herr, so viel du willst, ich werde dich dennoch immer lieb behalten.

Jean-

Jeannot, gerührt und beschämt, erzählt ihm einen Theil seiner Geschichte unter unaufhörlichem Schluchzen.

Komm, Närrchen, sagte Colin, im Gasthofe sollst du mir das übrige erzählen. Umarme mein kleines Weibchen; wir speisen diesen Mittag zusammen.

Alle drei gehen jezt zu Fuß voran; das Gepäcke folget ihnen nach.

Wem gehört denn alle die Bagage, fragte Jeannot? Ist sie die Ihrige?

„Ja, erwiederte Colin; alles mein und meiner Frau. Wir kommen so eben aus der Provinz. Ich bin der Vorsteher einer großen Schmelzhütte.“

„Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmanns geheirathet; wir arbeiten viel und Gott segnet uns. Wir haben unsre Art zu leben nicht geändert, sind glücklich, und wollen gern unserm Freunde Jeannot helfen.“

„Aber du mußt nicht mehr Marki seyn; hörst du? Glaube mir, ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Welt.“

„Du sollst mit mir nach unserm Vaterlande ziehen; da will ich dich mein Handwerk lehren, welches nicht schwer zu lernen ist. Dann sollst du mein Gehülfe werden, und wir wollen in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, recht froh mit einander leben.“

Jeannot war ausser sich; er fühlte eins ums andere Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Schaam; und sagte zu sich selbst:

„Alle meine Freunde aus der sogenannten schönen Welt haben mich im Stiche gelassen, und dieser Colin, den ich Unverständiger verachtete, kömmt nun allein, mir zu helfen. Welche Lehre für die Zukunft!“

Colin merkte, daß das Schiksal des Vaters seinem Freunde auf dem Herzen lag, und sagte daher:

„Für deine Mutter soll gleich gesorgt werden; und was deinen Herrn Papa betrift, so verstehe ich ein wenig von Rechtshändeln, und ich mache mich anheischig, ihn aus seinem Gefängnisse zu befreien.“

Wirklich kam er bald damit zu Stande, ihn aus den Händen seiner Gläubiger zu erlösen.

Jeannot begleitete ihn darauf, nebst seinen Eltern, in ihr gemeinschaftliches Vaterland: ihre Titel liessen sie zurück, und fingen an ihr voriges Gewerbe zu treiben.

Jeannot heirathete Colins Schwester, die von eben so zufriedener Gemüthsart war, und eben so einfache Sitten hatte, als ihr Bruder. Nothwendig mußte sie also ihren Gatten glücklich machen.

Eltern und Sohn waren nunmehr überzeugt, daß das Glück der Menschen nicht in Eitelkeit, sondern in einem mäßigen, arbeitsamen und tugendhaften Leben bestehe.

Wohl dem jungen Menschen, der dies frühzeitig aus ihrem Beyspiele lernt!

Nach dem Französischen des
Herrn von Voltaire.

Ueber die Sparsamkeit der Natur.

Auf daß nichts umkomme. Ohnfehlbar ist dieser Grundsaz eine von den unzählbaren Absichten gewesen, die der Schöpfer bei der Einrichtung der Welt vor Augen hatte.

In tausend Fällen offenbaret sich die Sparsamkeit der Natur. Es ist nichts so geringe

nichts so abgenutzt, was in dem großen Reiche Gottes nicht noch zu irgend etwas gut wäre.

Ich ward an einen von Tannenholze verfertigten und schon etliche Jahre gebrauchten Nelkenstabe gewahr, daß seine ganz graue und mürbe gewordene Oberfläche an vielen Orten, bis auf das durchscheinende frischere Holz, benagt war.

Indem ich über die Ursache dieser Wirkung nachsann, sah ich eine Wespe, die um den Stock herumflatterte.

Ich wollte sie fortscheuchen; aber alsobald fiel mir ein, daß einst Reaumur *) den Wespen an den Fensterrahmen ihr Kunststück abgesehen, wie sie von diesem mürben Holzspänchen die Materie zum Bau ihrer Nester bereiten.

Ich ließ sie also gänzlich ungestört, und sie machte mir die Freude, ihre Arbeit vor meinen Augen fortzusezen.

In der Zeit von einer halben Minute hatte sie an mehr als einem Orte verschiedene Stellen des Holzes benagt, und nachdem sie diese saubern Spänchen in ihrem Munde gesammelt, flog sie davon.

Die graue, löschpapierartige Hülle also, womit diese Insekten, auch grössere Hornissen, ihre Nester umgeben, und woraus sie selbst auch ihre Zellen bereiten, ist alles von solchem, dem Moder nahen Holze verfertig , das sie mit einem klebrigten Safte, den sie bei sich haben, eben so künstlich, als der Papiermüller, zu einem für sie so brauchbaren Gewebe machen.

Nachdem die Farbe des Holzes, oder der Baumrinde beschaffen ist, nachdem fallen auch ihre Nester aus. Ich habe große Hornissennester gesehen, die von hell, und dunkelbraunen Baste

*) Ein Mann, der die Natur fleißig beobachtete.

mit wellenförmiger Schattirung so artig gehauet waren, daß es jeden Zuschauer in Verwunderung sezte.

Was also der Mensch nicht mehr nutzen kann, das braucht die Natur oft noch zu großen Absichten, und hat es ganzen Familien von Geschöpfen Gottes zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse angewiesen — auf daß nichts umkomme.

Aus dem Hannöverischen Magazine.

Die muthige Freundschaft.

Zwei Reisende, der Eine ein Spanier, der Andre ein Franzose, hatten beide das Unglück gehabt, in die Sklaverei zu Algier zu gerathen. Der Erste hieß Antonio, Roger der Andere,

Zufälliger Weise wurden beide zu einerlei Arbeiten gebraucht.

Freundschaft ist eine gute Trösterin der Unglücklichen. Antonio und Roger waren durch die engsten Bande derselben verknüpft, und genossen in der traurigsten Lage ihrer ganzen Süßigkeit.

Sie klagten sich einander ihre Noth, und trösteten sich wechselsweise. Sie unterhielten sich während der Arbeit von ihren beiderseitigen Familien, von ihrem Vaterlande, und von der Freude, die sie empfinden würden, wenn sie jemals das Glück haben sollten, wieder frei zu werden.

Dann weinte jeder seinen Schmerz über ihr gegenwärtiges Elend an des Andern Busen aus, und die Erleichterung, die sie darnach fühlten, machte sie stark genug, ihre Ketten und die müh=

seligen Arbeiten, die man ihnen auferlegte, mit Geduld zu ertragen.

Sie arbeiteten aber an der Anlegung eines Weges, der durch felsichtes Gebürge geführt werden sollte.

Eines Tages hielt der Spanier in seiner Arbeit ein; ließ seine ermatteten Arme sinken, und warf einen aufmerksamen Blick nach dem Meere hin.

Plötzlich fiel er seinem Freunde um den Hals und rief mit Entzücken aus: „ siehst du, Lieber, dort am fernen Horizonte ein Schif erscheinen? „

Roger sahe hin, nahm das Schif in der Ferne wahr, konnte aber noch nicht begreifen, warum sein Freund darüber so ausser sich vor Freuden war. Er fragte ihn also darum, und Antonio antwortete:

Dieses Schif ist hoffentlich ein kristliches. Nach seinem Laufe zu schliessen, wird es nahe bei dieser Küste vorbeisegeln, und aller Wahrscheinlichkeit nach, hier nicht vor Anker gehn.

Roger. Nun?

Antonio. Wenn es nun dieser Küste gegenüber seyn wird: so stürtzen wir uns von dieser Felsenspitze hinab ins Meer, schwimmen nach dem Schiffe hin, und dann, du Theurer, dann hat unser Elend ein Ende! Wir werden frei seyn, und in Kurzem unser Vaterland, unsre Eltern, unsre Freunde wiedersehen. —

Hier stürtzte er sich seinem Freunde abermals in die Arme, und benetzte mit Freudenthränen seine Wangen.

Aber Roger stimmte nicht in sein Entzücken ein. Er sagte nur:

"Wenn du dich retten kannst, mein Lieber, so werde ich mein eigenes Elend künftig ruhiger ertragen!„

Antonio. Wie meinst du das, Roger?

Roger. Ich selbst werde dich nicht begleiten können; werde allein zurückbleiben müssen.

Antonio. Ich verstehe dich nicht.

Roger. Wie könnt ich mit dir hinabspringen, da ich niemals zu schwimmen gelernt habe?

Antonio. So hab' ichs gelernt! An meinem Gürtel sollst du dich halten. Die allgewaltige Freundschaft wird meine Nerven stärken; ich werde dich und mich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten im Stande seyn.

Roger. Das wirst du nicht. Unmöglich kann ich zugeben, daß du dich der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussezest.

Antonio. Gesezt nun auch, ich unterläge der Größe unserer kühnen Unternehmung: ists dann nicht besser, wir sterben beide in einem Augenblicke, als daß der Eine im Elende zurückbleibt, und daß dem Andern durch die stäte Erinnerung daran sein ganzes Leben verbittert werde. — Aber wozu diese ängstlichen Besorgnisse? Unsere Freundschaft wird, wie gesagt, mich stärken, wird mich fähig machen, mit meinen wohlgeübten Kräften Wunder zu thun. Aber ich merke, daß unsere Henker uns beobachten; wir müssen uns trennen, Lieber; adieu! wenn das Schiff nahe genug ist, bin ich wieder bei dir.

Mit diesen Worten verließ er ihn.

Sein Freund fühlte die heftigsten Gemüthsbewegungen. Liebe zur Freiheit, und sehnsuchtsvolles Verlangen, seine Eltern wieder zu sehen, riethen ihm, das großmüthige Anerbieten seines Freundes anzunehmen. Aber der Gedanke an

die gedoppelte Lebensgefahr, die derselbe zu seiner Rettung übernehmen müßte, machte ihn schaudern.

„Nein, nein, sagt' er endlich zu sich selbst, — und wäre deine Drangsal noch einmal so groß, als sie wirklich ist, und wäre auch alle Hofnung, aus diesen Ketten erlöset zu werden, auf immer verschwunden: so sollst du doch nicht zugeben, daß dein Freund um deinetwillen sein edles Leben wage."

"Antonio werde glücklich, wie er es zu seyn verdient. Ich will bleiben, will leiden bis der Tod meinem unglücklichen Leben ein Ende machen wird. „

So Roger. Indes durchschnit das herannahende Schif mit günstigem Winde die Wellen, und nach einigen Stunden war es dem Orte, wo die beiden Freunde ihre Sklavenarbeit verrichteten, meist gegen über.

Antonio bemerkte es; zum Glück hatten seine harten Aufseher sich etwas entfernt; er nüzte diesen Augenblick, flog zu seinem Freunde und sprach:

" Jezt, lieber Roger, ist es Zeit! deine Hand und dann auf immer fort von dieser verhaßten Küste!

Roger. Nein, mein Freund; nie werde ich mich entschliessen, in dein großmüthiges Anerbieten zu willigen. Auf, Bester, rette dich allein, und erinnere dich in glücklichen Stunden an unsere Freundschaft!

Mit diesen Worten fiel er dem Antonio in die Arme, und vergoß einen Strom von Thränen.

Antonio. Du weinst, Roger? Nicht Thränen, Muth und geschwinde Entschliessung haben wir nöthig. Widerseze dich nicht länger,

Noch ein Paar Minuten, und wir sind auf immer verloren. Wähle, Freund: entweder laß dich von mir führen, oder ich stürze mich vor deinen Augen von diesem Felsen in die tiefe Kluft hinab, um meinem Leben ein Ende zu machen.

Roger wirft sich ihm zu Füßen; will noch einmal ihm Vorstellungen machen; aber Antonio blickt zärtlich auf ihn nieder, hebt ihn auf, umschlingt ihn mit seinem Arm, erreicht in vollem Laufe den Gipfel des Berges, und stürzt sich getrost mit ihm hinab in die schäumenden Wogen.

Beide gehen zu Grunde, bald aber erscheint der Spanier wieder auf der Oberfläche, und mit ihm sein Freund, den er im Herabspringen beschworen hatte, sich fest an seinem Gürtel zu halten.

Antonio rast alle seine Kräfte zusammen, und arbeitet mit unglaublicher Anstrengung dem Schiffe entgegen.

Zum Glück bemerkt man den Vorfall auf dem Schiffe, doch ohne zu wissen, was er zu bedeuten habe.

Aber auch den Aufsehern der beiden Entronnenen bleibt ihre Flucht nicht verborgen. Sie springen plötzlich in ein Boot um die Flüchtlinge wieder einzuholen.

Antonio bemerkt die Gefahr, und verdoppelt sein Bestreben, den Nacheilenden zu entgehen. Auch Roger hat sich um gesehen, und da er an der Möglichkeit den Nacheilenden zu entrinnen verzweifelt; so ruft er seinem Freunde zu: "Rette dich lieber; ich erschwere dir deine Arbeit!„

Mit diesen Worten läßt er den Gürtel fahren, und sinkt hinab in den Abgrund des Meers. Antonio ihm nach, ergreift ihn, da er eben

den Geist aufgeben will, und beide bleiben eine Zeitlang unsichtbar.

Das nacheilende Boot hält an, ungewiß, wo die beiden Schwimmer geblieben sind.

Unterdeß hatte man auch von dem Schiffe ein Boot ausgesetzt, und ruderte heran.

Nach einer kurzen Zeit erscheint der Spanier wieder mit seiner geliebten Beute auf den Wellen, und diejenigen, welche zu seiner Rettung abgesandt waren, eilen um desto mehr, sie zu erreichen.

Aber nun sind Antonio's Kräfte ganz erschöpft. Er hört, daß man aus dem Boote ihm zuruft, faßt noch einmal Muth, kämpft, ermattet von neuem, und ist so eben im Begrif zu versinken, als das Boot herbeischwankt, und ein hilfreicher Arm seinen und seines Freundes Untergang verhindert.

Man zieht beide über Bord — Roger als einen schon Verschiedenen, Antonio als einen, der so eben verscheiden will, und in dem nur noch so viel Leben ist, daß er ausrufen kann: helft meinem Freunde, ich sterbe!

Mit diesen Worten fiel er ohnmächtig nieder.

Man sucht beiden zu helfen. Roger kehrt zuerst ins Leben zurück; aber wie groß war sein Schrecken, da er den, der ihm das Leben erhalten hatte, erblaßt zu seinen Füßen liegen sah!

Er stürzt sich auf den erstarrten Leib des Geliebten, und erfüllt die Luft mit seinen Wehklagen.

Der gütige Himmel erbarmte sich seines Jammers, und neue Lebenskraft fing an, sich in dem erblaßten Körper des Edlen zu regen, der mit seiner Großmuth sich hingeopfert hatte für seinen Freund.

Antonio that einen Seufzer, und Roger erhob ein lautes Freudengeschrei.

Man verdoppelte seine Bemühung mit Reiben und Erwärmen, bis der Erstarrte endlich wieder seine Augen öfnete.

Seine Blicke suchten Roger; sie fanden ihn, und dieser erfreuliche Anblick vollendete seine Wiederkehr ins Leben.

Beide hielten einander fest umschlungen, und benetzten Einer des Andern Angesicht mit süßen Freudenthränen.

So langten sie bei dem Schiffe an. Ihre tugendhafte Freundschaft flößte den härtesten Matrosen Ehrfurcht ein. Man beeiferte sich um die Wette, ihnen zu dienen; und in kurzer Zeit waren beide völlig wiederhergestellt.

Beide kamen nach einer glücklichen Fahrt gesund und wohlbehalten in ihrem Vaterlande an, der Spanier zu Kadix, der Franzose zu Bourdeaux.

Ihre Trennung war die schmerzlichste, aber verminderte im geringsten nicht ihre gegenseitige Zärtlichkeit.

Sie blieben die treusten, innigsten Freunde bis in den Tod, und ersetzten, so lange sie lebten, das Vergnügen eines persönlichen Umganges, durch einen liebevollen herzlichen Briefwechsel.

Nach dem Französischen des
Herrn d' Arnaud.

Betrachtung bei einem Bache.

Murmelnder Bach! deine unzählige Krümmungen sollen mir heute nicht ohne Nutzen in die Augen fallen,

Woher kommts doch, daß du deinen Lauf nicht in gerader Linie fortsetzest? — Der erste kleine Anstoß gab dir ohne Zweifel eine unmerkliche scharfe Richtung; diese verursachte an dem gegenseitigen Ufer einen stärkern Stoß, und beförderte endlich das unaufhörliche Zikzak, das du in deinem Wege bildest.

Hüte dich, murmelst du mir also gleichsam zu, vor der ersten auch nur geringen Abweichung von dem graden Wege der Tugend.

Ein einziger Fehltritt zieht in der Folge unzählige Krümmungen nach sich, die endlich gar nicht wieder ins Gleiche können gebracht werden.

Aus dem Hannöverischen Magazine.

Henriette.

Eine Kindergeschichte.

Henriette war ein kleines Mädchen von 8 Jahren, weder vorzüglich schön, noch von reichen Eltern geboren, aber von sehr zufriedenem und fröhlichen Geiste, und von sehr gutem Herzen.

Alles Schöne, was in des lieben Gottes Welt verbreitet liegt, sah das gute Mädchen als sein Eigenthum an; aber keine Freude war ihm schmackhaft, die es nicht mit irgend einer andern Seele theilen konnte.

Nicht weit von ihrem väterlichen Gütchen — es war auf dem Lande, lebte ein sehr reicher Beamte, der vier Kinder hatte. Das Aelteste davon, eine Tochter, war ein Jahr älter, und die andern drei, jünger als Henriette.

Sie hatte lange davon gehört, daß diese Kinder zwar alles, was man gewöhnlich zu den Be=

quemlichkeiten des Lebens rechnet, im größten Ueberflusse hätten, dabei aber so traurige, verdrießliche, übellaunige kleine Geschöpfe wären, daß alle ihre Gespielen sich nachgerade von ihnen entfernt, und selbst verschiedene Hofmeister und Hofmeisterinnen darum ihren Abschied genommen hätten.

Henriette, die, wie gesagt, so gern überall die Freude verbreiten mogte, die sie selbst empfand, und so etwas gar nicht begreifen konnte, bat ihren Vater so inständig, ihr doch Eingang bei diesen Kindern zu verschaffen, daß er sich endlich die Erlaubniß dazu von dem Amtmann ausbat.

Der Amtmann war so unglücklich, seit einigen Jahren keine Frau mehr zu haben, und seine vielen Geschäfte hielten ihn ab, sich um die Erziehung seiner Kinder, wie ers gern gewollt, zu bekümmern.

Wie traurig wars also, daß er, so oft er bei der Mahlzeit, oder in irgend einer andern müßigen Stunde, sich bei seinen Kindern zu erholen dachte, nichts als verdrießliche störrische Gesichter sah, und nichts als ewige Zänkereien hören und schlichten mußte!

Er suchte diesem Uebel manchmal durch Geschenke neuer und kostbarer Spielsachen abzuhelfen: aber zu seinem noch größeren Misvergnügen wurden diese die mehrste Zeit nur die Veranlassung neuer Zänkereien. So gewiß ists, daß kostbare Sachen keine Freude geben können, wenn das Herz nicht ist, wie es soll!

Er nahm das Anerbieten von Henriettens Vater mit Freuden an, theils weil sich alle Gespielen seiner Kinder von seinem Hause weggewöhnt, und theils weil er schon von dem kleinen fröhlichen Mädchen auf der Nachbarschaft gehört hatte, das bei seinem trocknen Butterbrod und

in seinem Röckchen von Leinewand so glücklich war, und ihren Eltern, und allen, die es kannten, so viel Freude machte.

Es war an einem herrlichen Sommerabend, als sie zum erstenmal hingieng.

Der Anblick des weiten Hofraums, der prächtigen Gebäude, u. s. w. hätte sie stutzen machen können, wenn sie für so was Augen gehabt hätte; aber sie eilte nur dem Garten zu, wo sie am liebsten war, und wo sie die Kinder am ersten zu finden dachte.

Sie irrte sich; sie waren alle viere: zwei Knaben und zwei Mädchen, in einem großen Saal beisammen.

Man führte sie hinein, und hier hätte das Anschauen so vieler kostbaren Spielsachen sehr leicht ihre ganze Aufmerksamkeit fesseln können, wenn ihre Seele nicht weit stärker durch den Anblick der vier kleinen übellaunigen Wesen getroffen worden wäre, davon das eine in diesem, das andere in jenem Winkel saß; daß eine noch weinte, das andere eben die letzten verdrießlichen Worte zwischen den Zähnen murmelte — und die alle gelb und bleich und mager wie der abgehärmte Neid aussahen.

Sie blieb still stehen, bis die Aelteste endlich sich so viel zu fassen vermogte, daß sie sie bei der Hand nahm, und zu den andern führte, die sie denn mit so schlechter Manier, als es bei übler Laune immer zu seyn pflegt, bewillkommten.

Es gehörte so viele natürliche Freundlichkeit dazu, als Henriette besaß, um nicht von einer so übel gestimmten Gesellschaft angesteckt zu werden; — aber sie faßte sich bald, und indem man ihr einen schönen kleinen viersitzigen Wagen, der eben vor der Gartenthüre stand, zum Bewundern

gewiesen hatte, sagte sie gleich mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit:

„Er ist schön: aber warum setzen wir uns nicht hinein?“

Ob der Ton, womit sie dies sagte, schon fähig war, alles zu beleben und in eine andere Laune umzuschmelzen, weiß ich nicht; genug, bei dem ersten Schrit, den Henriette that, sprang jeder aus seinem Winkel und an den Wagen.

Sobald es indeß an's Einsteigen gehen sollte, so hieß es schon, „o ich muß fahren!“ und „nein, du hast erst gefahren!“ und „nein, so will ich gar nicht mit dabei seyn,“ und ähnliche Reden, die man aus dem Munde ungezogener Kinder zu hören pflegt.

Henriette hörte kaum die ersten Töne dieser übelstimmigen Musik, als sie plötzlich einfiel, „o darf ich nicht heute der Führer von allen vieren seyn, da es das erstemal ist, daß ich hier bin?“ —

Umsonst bat die Aeltste sie, daß sie doch lieber in den Wagen einsitzen sollte — denn so viel Gegenhöflichkeit hatte Henriettens Anerbieten schon gewirkt, — sie blieb dabei, „dies macht ihr mehr Vergnügen, und sie könnten ja nachher tauschen.“

Dies geschah auch, und zwar ohne sonderlichen Zank, allein es ereignet sich bald eine Gelegenheit, die alles beinahe verdorben hätte, aber Henriettens gute Laune stellte auch hier das Gleichgewicht wieder her.

Der Wagen lief, durch die Schuld des izigen Führers zu nah an eine Hecke, und nun lag er!

Da lag nun das eine hier, und streckte die kleinen bloßen Beine aus dem Rocke in die Höhe, das andre hatte Mund und Nase voll Sand, alles aber schallt und brummte mit dem Führer,

und jeder gab den leichten Schaden, den er gelitten hatte, für etwas großes aus, damit er nur Recht zu zanken hätte.

Henriette allein wollte sich todt lachen über den Anblick, und statt, daß keins von den Verdrießlichen eine Hand ausstreckte, um den andern zu helfen, so half sie allen, eins nach dem andern, in die Höhe, und dies wirkte denn so viel, daß man sich wenigstens in etwas besänftigte.

Was am meisten zu dieser Beschämung beitrug, war, daß man, als alles wieder in der Höhe war, sah, daß gerade Henriette, die allein gelacht hatte, eine Beule an den Kopf bekommen, weil sie damit an einen Baum geschlagen war.

Fern aber, daß sie zugab, daß man sie viel darüber beklagte, oder ihr was aufzulegen holte, bat sie: nicht daran zu denken; packte eins nach dem andern wieder in den Wagen, und versicherte, sie verlange weiter nichts dafür, als daß man ihr noch einmal erlaubte, der Führer davon zu seyn.

Dies ward einstimmig von allen so lange verstattet, bis das Fuhrwerk mit andern Zeitvertreiben abwechselte.

Und von nun an war Henriette so in all' ihre Spiele verwebt, und hatte sich schon so viel kleine Rechte in dem Zirkel erworben, daß sie nur sprechen durfte, und es geschah.

So gewiß ists, daß Gutherzigkeit, mit Verstand und guter Laune begleitet, die Achtung von selbst erhält, die man dem, der sie fodert, versagt.

Dieser Abend war der glücklichste, den die Schönauischen Kinder (so hieß der Amtmann) seit ihrer Mutter Tode jemals gehabt hatten. Man trennte sich ungern, und bat, bald wieder zu kommen.

Da indeß Tugend kein Werk eines Augenblicks, sondern eine lange Gewohnheit ist: so mußte auch Henriette noch manche Rückkehr jener eingewurzelten übeln Laune bei diesen armen Kindern mit ansehn.

Nicht, daß es ihnen durchaus an Gutherzigkeit, oder an Fähigkeit sich zu freuen, gefehlt hätte: aber das Unkraut war zu groß geworden, und hatte den guten Saamen, aus Mangel einer geschickten Hand zum Ausgäten, fast gänzlich erstickt.

Eines Abends insonderheit, als es so arg damit war, daß kein Scherz, kein Spott, keine gutherzige Bitte was vermogte, — mußte Henriette zu der Drohung greifen, sie wollte sie von Stund an verlassen, und nie wieder in ihre Gesellschaft kommen.

Ob sie es wirklich willens war, oder im Stande gewesen, es zu halten, weiß ich nicht; aber der ernste Ton, womit sie es sagte, und den sie bisher nicht an ihr kannten, machte so viel Eindruck auf die Kleinen, daß sie ihre Zänkerei für diesmal aufgaben, und gemeinschaftliche Sache machten, sie von ihrem Vorsatze durch Bitten und Gelobungen zurück zu bringen.

Sie war ihnen auch wirklich nun einmal so sehr nothwendig und so unentbehrlich zu ihrem Vergnügen geworden, daß der Tag ihnen wie drei andre lang dünckte, an dem sie nicht wenigstens auf ein Paar Stunden zu ihnen kam.

Damit man sich aber nicht wundre, wie sie zu ihrem Vergnügen so auf die Nachbarschaft gehen konnte, da sie das einzige Kind ihrer Eltern war, das sie gern um sich hatten, und das sie nicht blos zum müßigen Spiele erzogen: so muß man wissen, daß Henriette auch nicht immer nur die tändelnde Gespielin der Schönaus war.

Dieses

Dieses Leben würde sie nicht lange dort gefesselt haben, da sie schon von ihrer Mutter zu allerlei kleinen Geschäften gewöhnt war, die ihr eben so viel Freude machten, als sie sich und andern dadurch nützlich ward.

Sie konnte stricken, ein wenig nähen, etwas zeichnen, allerlei Sachen artig aus Papier nachschneiden, kleine unschuldige fröhliche Lieder singen, u. d. gl. Am allerbereitesten aber war sie, wenns darauf ankam, ihrer Mutter bei den kleinen Haushaltungsgeschäften zu Hülfe zu kommen, die für ihr Alter möglich waren.

So war zum Beweis niemand geschwinder im Verlesen der Gemüse und Kräuter, im Ausschoten der Erbsen und Bohnen, ja sogar im Ausgäten der Gartenbeeten, wenns Noth war, kurz, in allen Arbeiten, die zur Wirtschaft gehören, und sie sprach davon mit so vielem Vergnügen, daß es denen, die um sie waren, gleich Lust machte, es mit ihr zu thun.

Mit der Zeit war sie auch wirklich dahin gekommen, in dem Schönauischen Hause allerlei Arbeiten unter den Kleinen gangbar zu machen, die sie in ihrer Abwesenheit vornehmen mußten, und wodurch nicht nur eine große Quelle zu Zänkereien verstopft, sondern eine noch weit grössere zum Vergnügen geöfnet ward.

Sie lehrte sie nämlich, so wie sie es bei ihrer Mutter gewohnt war, die kleinen Arbeiten, als Strumpfbänder, kleine Tücher, die sie genäht hatten, ja gar Schürzen und Röcke, an die Kinder der Taglöhner, die zum Hofe gehörten, wegzuschenken, und sich an den Freuden der Eltern und Kinder zu freuen. Eine Sache, wovon die kleinen Schönaus vorher nichts verstanden, blos, weil man ihnen nichts davon gesagt hatte.

Itzt aber ward es bald so zur Gewohnheit, daß sie schon immer zum voraus darauf dachten, und Henrietten mit zu Rath zogen, was sie diesem oder jenem Kinde, das ihnen lieb war, für ein Fest machen wollten.

Es ist sehr natürlich, zu denken, daß, da dieser Trieb, Freude zu geben, einmal bei den Kleinen erweckt war, er sich auch auf Henrietten ausdehnen mußte, die ihnen vor allen andern so werth war: aber der einzige Fehler von dieser war, daß sie nie ein Geschenk, es sey groß oder klein, von den Schönaus annahm, selbst wenn die sie mit Thränen darum baten.

Vermuthlich mußten es ihr wohl ihre Eltern aus wichtigen Ursachen verboten haben, und das war ihr genug.

Unter diesen Umständen sieht man nun leicht ein, daß sie es erlauben konnten, daß Henriette so oft, als möglich, das Schönausche Haus besuchte, wo sie eben so viel, wo nicht mehr, Freude gab, als nahm: und die Veränderung, die sie dort wirkte, war auch wirklich nach einiger Zeit so groß, daß nicht nur der Vater und das ganze Haus es bemerkte, sondern daß selbst die Nachbarschaft anfing, aufmerksam darauf zu werden.

Nicht, daß nicht noch von Zeit zu Zeit ein Ueberbleibsel der alten Fehler in dem Umgange der Kinder unter sich sichtbar geworden wäre; aber wenn Henriette dabei war, so durfte sie nur lachen, oder spotten, und man schämte sich, oder lachte mit.

Unter andern Fehlern, davon sie unvermerkt, und ohne selbst was davon zu wissen, die Kinder besserte, war auch die Weichlichkeit, über jedes kleine Ungemach zu klagen, sich vor jedem

rauhen Lüftchen, vor jedem unangenehmen Anblick zu scheuen und sich zurück zu ziehn.

Sie war hievon durch ihre Eltern so sehr entwöhnt, daß sie nicht nur jede Witterung ohne Schaden ihrer Gesundheit ertragen, jeden unvermeidlichen Schmerz gelassen aushalten, sondern auch den Anblick von Wnnden und Krankheiten an andern, ohne wegzusehn, aushielt, so bald es möglich war, daß sie eine Hand mit reichen konnte.

Sobald also auf dem Hofe der Schönaus von den Leuten oder den Kindern nur irgend einer krank war, oder einen Schaden hatte so ruhte sie nicht, sie mußt' es sehn, oder wenigstens wissen, ob sie nicht etwas beitragen könnte, es zu lindern.

Durch diesen Muth und diese Thätigkeit brachte sie es endlich dahin, daß erst die Aeltste, und hernach die Kleinen ihrem Beispiel folgten.

So sehr wirkts, wenn man täglich gute Muster vor sich hat!

Mit der Empfindlichkeit gegen Luft und Wetter brachte sie's noch leichter dahin, daß die kleinen Schönaus, die ihr nun einmal in allem folgten, es ihr auch in diesem Stücke nachthaten

Die Folge davon war, daß sie, statt, daß der Vater sonst fast alle Woche einmal den Arzt aus der Stadt holen lassen mußte, ihn nun schon in drey Monat nicht gebraucht hatte: denn Fröhlichkeit uud Beschäftigung sind dir kostbarsten Arzeneien des Himmels, und wohl den Kindern, die bei Zeiten sich daran gewöhnen.

Auch in Ansehung der Kleidung sogar fingen die Schönauschen Kinder nach gerade an, Henriettens einfache Art der ihrigen vorzuziehn, die sie an dem Genusse so mancher Vergnügung gestöhrt hatte.

Da dies überwunden war, so hielt sie auch nichts mehr ab, die Hand an manches häusliche Geschäfte zu legen, wozu Henriette besonders große Lust hatte.

Niemand hatte daran größere Freude, als die alte Haushälterin des Amtmanns, eine brave tüchtige Frau, die die Kinder ihres Herrn, dem sie so treu war, so gern zu nützlichen und guten Menschen gemacht sah, aber nichts dazu thun konnte.

Nunmehr giengs an, daß Henriette sich oft Gemüse und dergleichen aus der Küche holen durfte, um es mit den übrigen Kindern auszukrüllen oder zu verlesen; ja, die Aelteste gewan sogar auch Geschmak daran, ein Gericht, oder Getränk, oder Gebacknes in der Küche machen zu lernen, weil sie merkte, daß der Vater es gern mochte, oder wenn sie hörte, daß es einem Kranken dienlich wäre.

Eine solche gänzliche Verwandlung seiner Kinder brachte den guten Amtmann endlich dahin, daß er an seine Schwiegerin, eine vortrefliche Frau, die 10 Meilen davon ebenfalls auf dem Lande lebte, schrieb. Diese war oft Zeuge von dem garstigen Ton und dem garstigen Betragen gewesen, welches unter den Kindern ihres Schwagers eingerissen war, und ihm und ihr manche traurige Stunde machte; auch hätte sie die Kinder gern zu sich genommen, wenn nicht ihr Gatte, ein kränklicher Mann, der die Ruhe sehr liebte, und derselben im Schoß seiner Familie gewohnt war, sich dies allezeit verbeten gehabt hätte.

An diese schrieb er nun, und bat sie inständig, ihn doch, so lange sie ihren Mann und ihr Haus verlassen könnte, zu besuchen, weil er mit ihr über wichtige Angelegenheiten zu sprechen hätte.

Diese gute Frau, die nichts anders vermuthete, als daß die Kinder wieder die unglückliche Ursache dieser Bitte wären, und daß vielleicht eine neue Einrichtung damit getroffen werde, oder sie gar aus dem väterlichen Hause weggegeben werden sollten, eilte, was sie konnte, um hinzukommen, und stellte sich zum voraus manchen unangenehmen Auftritt vor, dem sie würde beiwohnen müssen.

Auch war sie in einem Jahre nicht da gewesen, und hatte alle Ursache zu fürchten, daß die Kinder während der Zeit in ihren schlimmen Gewohnheiten nur noch weiter gegangen wären.

Sie sah mit einer Art von Beklemmung die Annäherung des Amthofes, und fuhr mit Zittern auf denselben hinauf; aber wie groß war ihr Erstaunen und ihre Freude, als sie nicht nur den Amtmann in der Mitte seiner vier Kinder mit den heitersten Gesichtern ihr entgegen kommen sah, sondern da die letzten auch nicht aufhörten, mit Hüpfen und Springen und Fragen, und einem: „hören sie, liebe Tante!“ und „kommen sie geschwind, liebste Tante!“ da sie sonst nur feierliche Gesichter zu sehen gewohnt war, und da diese Kinder sonst sich kaum so lange zwingen konnten, bis das erste Willkommen vorüber war, um in ihre kleinen verdrießlichen Grunzereien auszubrechen.

Der Amtmann, der ihr Erstaunen mit stummer Freude ansah, ließ sich nichts merken, sondern führte sie hinein.

Hier hatte sie nun bald Gelegenheit, während ihrer Unterredungen, zu sehen, daß das, was sie vielleicht im ersten Augenblick für angenommene vorübergehende Heiterkeit gehalten hatte, izt wirklicher Ton der Familie geworden war.

Keine laute Zänkereien, kein leises Brummen — keins, das dem andern in den Weg trat — alles Liebe und Freude und wechselseitiges Bemühen, sich einander zu dienen, und Wettstreit, einander in der Geschwindigkeit, es zu thun, zuvorzukommen. —

Tausendmal wollte sie mit der Frage heraus, ob das, was sie sahe, auch dauerhaft, obs nicht blos Maske sey? Ihre Klugheit aber hielt sie zurück; sie wollte sich lieber mit eigenen Augen davon überzeugen.

Sie wartete die Mahlzeit ab. — Alles gieng auf dem nämlichen Fuß fort. Da war kein Meistern des einen über das andere, kein: laß mich da sitzen! und: das muß ich haben! u. d. gl. Sogar sah sie, daß Amalie, so hieß die Aeltste, zuweilen aufstand, und Sachen, die auf dem Tische fehlten, ungeheißen besorgte.

Scherz und kleine Tändeleien wechselten ab — Mit Ungeduld wartete sie, bis der Tisch aufgehoben war. — Nun konnte sie sich nicht länger halten. —

„Bruder, sagte sie, mit der äussersten Bewegung, ich kann ihnen nicht länger meine Verwunderung bergen. Die Verwandelung, die ich in ihrem Hause unter ihren Kindern finde, ist mir wie Zauberei.“

„Sagen sie mir, woher entsteht sie? Wer hat sie gewirkt? Wer ist so glücklich gewesen, sie zu einem so beneidenswehrten Vater zu machen?“

Mit Thränen antwortete der gute Amtmann: „Ich wußt's, liebe Schwester, welche Freude es ihnen machen würde, ein Augenzeuge davon zu seyn, und um diese Freude zu vermehren, verschwieg ich sie ihnen.“

„Ich weiß, sie vergeben mir gewiß, daß ich sie vielleicht mit unangenehmen Vorstellungen zu mir kommen ließ.“

„Ja, von ganzem Herzen,“ sagte sie, indem sie die Kleinen eins nach dem andern an die Brust drückte, und das Geständniß von ihnen selbst herauslokte, wie ihr itziger Zustand den vorigen weit überträfe, und wie sehr es bei den Kindern selbst stehe, durch Fröhlichkeit und liebevolles Betragen ihr eignes sowohl als das Glück ihrer Eltern zu befördern. —

Es war die rührendste Scene, die man sich denken kann; alles weinte — aber vor Freude.

Nur die gute Tante konnte nicht länger aushalten; sie mußte wissen, woher das Wunderwerk entstanden, wer der Urheber davon wäre?

„Denn, sagte sie, der ist der größten Belohnung werth.“

Die fröhlichen Kinder wollten nun alle aus einem Munde ihre kleine Wohlthäterin nennen, als der Vater ihnen durch ein Halt? Stillschweigen auflegte, indem er hinzusezte, daß er sie damit den nächsten Tag bekannt machen wollte, — weil er voraus sahe, daß ein solcher Auftritt für heute zu viel Rührendes für diese herrliche Seele, in Betrag der weiten Reise, die sie gemacht hatte haben möchte. Sie mußt' es sich gefallen lassen.

Der Tag gieng schnell unter heitersten Empfindungen hin, und was der guten Tante Zufriedenheit aufs höchste brachte, war, daß sie eine Art von geschäftiger Thätigkeit unter Kindern ausgebreitet sah, davon sie vorher in diesem Hause nichts gekannt hatte.

Jedes wies ihr Probestück von kleiner Arbeit; jedes trug davon ein Stück an sich, und die einfachere Art, sich zu kleiden, war nicht der kleinste Vortheil, den sie als eine Folge der

veränderten Lebensart unter diesem glücklichen Häuschen bemerkte. —

Am Abend, als sie in ihre Schlafkammer kam, ward sie noch auf die angenehmste Art durch verschiedene kleine Geschenke von Handarbeiten, Zeichnungen, Inschriften und Blumenkränzen überrascht, womit die Kinder unter der Anleitung der guten Henriette der Tante ein heimliches Fest zubereitet hatten.

Sie legte sich mit den freudigsten Empfindungen und mit Dank gegen die Vorsehung zu Bette, und erwartete, nach einigen Stunden sanften Schlafs, mit Ungeduld den Morgen, der sie mit dem Urheber der zurückgekehrten Glückseligkeit dieser Familie bekannt machen sollte.

Das erste Zusammenkommen am andern Morgen zwischen der Frau von G. (so hieß die Tante) und ihrem Schwager und den Kindern war lauter Liebkosung und Freude — und nun giengs an ein Wiederholen der gestrigen Foderung, den Stifter dieser Freude kennen zu lernen.

Der Amtmann hatte Henriette mit samt ihren Eltern zu Mittag eingeladen; aber da der Vater eben Geschäfte halber nach der Stadt war, und die Mutter häuslicher Einrichtungen halber es sich verbitten mußte; so kam Henriette nur allein, und zwar wie gewöhnlich in der Abendstunde, nachdem sie ihre kleinen Geschäfte zu Hause vollendet hatte.

Die gute Tante war unterdes schon darauf vorbereitet worden: daß ihr Schwager sein Glück dem einzigen Beispiel eines kleinen muntern wohlgezogenen fleißigen Mädchen zu verdanken hätte, welches die Vorsehung selbst zu ihm geführt zu haben schien, um seine Kinder noch

eben zu rechter Zeit auf einen guten Weg zu bringen.

Sie konnte den Augenblick kaum erwarten, ehe das Mädchen kam.

Endlich sahe sie das kleine heitre Geschöpf im weissen leinenen Kleidchen und mit einem Strohhut ohn allen andern Zierrath, als eine frische Rose dran, daher hüpfen — sie sah sie kaum mit bescheidener freundlicher Miene und langsamer gewordenem Schritte auf sich zukommen: so hatte sie sie schon in ihren Armen, und erdrückte sie fast mit ihren Küssen.

„Gott segne dich, gutes liebes Mädchen," rief sie zu wiederholtenmalen aus; „Gott segne dich, daß du die Freude dieses Hauses wieder hergestellt hast!" küßte sie dann wieder, und die hellen Freudenthränen liefen ihr dabei die Wangen herunter.

Henriette, die nicht wußte, was die gute Tante mit allen diesen Liebkosungen sagen wollte, weil sie sich bei dem, was mit den Schönauschen Kinder vorgegangen war, nie ein Verdienst beigemessen hatte, und keinen andern Lohn kannte, als die Freude, die man einerndtet, wenn man sie andern macht — gerieth in die bescheidenste süßeste Verlegenheit von der Welt; kam auch nicht eher heraus, als bis die gute Tante, die dieses merkte, sie wieder ihrem unschuldsvollen fröhlichen Gange mit ihren Gespielen überließ.

Hier nahm sie bald ihre eigenthümliche heitere Ruhe und lebhafte Geschäftigkeit wieder an, und bewies mehr, als alles, was der Tante vorhin von ihr beschrieben war, durch welche Künste diese gänzliche Verwandlung bei ihren Schwesterkindern zuwege gebracht, nemlich durch gute

Laune und Beispiel, welches mehr ist, als alle Lehre.

Die gute Frau konnte sich nicht satt dran sehn und hören, wie sie mit der größten Lebhaftigkeit überall beobachtete, wo sie etwas zum Dienst der andern thun konnte; wie sie mit einem einzigen Scherz, mit einem einzigen Lächeln die Freude um sich her verbreitete, und alles mit einer gleich lebendigen warmen Gefälligkeit ansteckte. —

Wie bedauerte sie, daß sie nicht mehr, als diesen einen Tag, Zeuge davon seyn konnte! denn den andern Tag mußte sie schon in aller Frühe wieder fort

Einige Zeit vor dem Abschiednehmen versuchte sie es nunmehr, die Kleine mit einem Geschenk zu überraschen, davon sie gewiß glaubte, daß es ihr gefallen würde.

Es war eine große Puppe, sehr einfach zwar, aber sehr hübsch gekleidet, mit allem was zur Abwechselung im Anzuge noch nöthig seyn konnte.

Ihre Kinder hatten sie für die älteste Schönauen bestimmt; aber auf dieser ihr eigenes Bitten wollte sie sie nun Henrietten geben.

Henriette sah sie mit bescheidenem Wohlgefallen an, denn sie war nicht gleichgültig gegen hübsche Sachen dieser Art; aber sie anzunehmen nein! dazu waren keine Ueberredungen in der Welt fähig sie zu bewegen — auch zu keinem andern Stück, von was Art und Werth es auch seyn mochte. —

„Sie hätte alles — sie bedürfte das nicht — es wäre ihr lieber, wenn sie diese Sachen in dem Schönauischen Hause hätte, wo die andern sich auch darüber freuen könnten.„

Kurz, sie war unbeweglich; vermuthlich, weil der Wille ihrer Eltern ihr so ein heiliges Gesetz

geworden war, daß es ihr gar keine Mühe mehr kostete, ihn nicht zu übertreffen.

Die gute Frau sah nun wohl ein, daß ein Kind dieser Art auf seine eigene Weise behandelt und belohnt seyn mußte — sie drang nicht weiter in sie, sondern nahm ihre Klugheit zu Hülfe, um auf die Spur zu kommen, wie sie irgend etwas für sie thun könnte, das ihr angenehm wäre.

Sie ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein. Sie mußte ihr von ihren Eltern erzählen, und, als sie hörte, daß ihr Vater, seiner schwächchen Gesundheit halber, aus der Stadt aufs Land gezogen wäre, erkundigte sie sich genau nach der Beschaffenheit seiner Kränklichkeit. —

Sie fand bald, daß sie von einer solchen Art wäre, daß ihm das Reiten dienlich seyn könnte.

„Er sollte fleißig reiten;“ sagte die brave Frau von G...

„Ja, antwortete Henriette, „das haben ihm schon viele gerathen.“

“Und warum thut ers denn nicht?“ fragte die Frau von G...

„Weil er kein Geld dazu hat,“ antwortet Henriette mit der heitersten Ehrlichkeit; denn sie hatte nie gehört, daß ihr Vater sich schämte, zu gestehen, daß er nicht reich seye — oder daß der bloße Reichthum ein Verdienst wäre.

Die Frau von G... nahm den Wink mit Freuden an; that aber, als dächte sie nichts dabei, und lenkte die Unterredung so unmerklich auf andre Dinge, daß Henriette in ihrer Fröhlichkeit nichts gewahr ward.

Die ganze übrige Zeit enthielt die Frau von G. sich geflissentlich aller Ausbrüche von zärtlicher Erkenntlichkeit gegen Henrietten, und selbst beim Abschied von ihr, gab sie ihr blos einen

stummen Kuß, weil sie sich schon zum voraus durch den Gedanken schadlos hielt, daß sie ihrem Herzen nun bald auf eine bessere Art Luft machen könnte.

Sie reiste den andern Morgen frühe unter tausend Freudenthänen ab, und das Bild dessen, was sie in dem Schönauschen Hause gesehn, noch mehr aber ihr Vorsatz samt den Folgen, die sie sich davon versprach — verkürzten ihren Rückweg.

Sie nahm jedoch beim Absteigen in ihrem Hause erst noch eine etwas ernsthafte Mine an, als ob ihre Reise noch nicht glücklicher, als sonst, gewesen wäre. —

Ja, sie drang sogar, um die Ueberraschung zu vergrößern, von neuem in ihren Mann, daß er ihr doch erlauben mögte, die Schönauschen Kinder zu sich zu nehmen, und nun, als dieser bereits anfing zu wanken, änderte sie plötzlich den Ton, und sagte mit der frohsten Bewegung:

„Nein, lieber Mann, Gottlob es ist unnöthig. Die Vorsehung hat unserm Schwager einen Engel zugeschickt, der uns aller unsrer Sorgen überhoben, und ihn zu dem glücklichsten Vater gemacht hat.“

Sie erzählte hierauf nicht nur ihrem Manne, sondern auch ihren Kindern, auf welche Art Henriette durch ihr tägliches Beispiel von gutherziger Fröhlichkeit, Fleiß und Dienstfertigkeit, diese Verwandlung allmählig zu Stande gebracht hätte; und diese wohlgezogne Kinder hatten so sehr ihre Freude daran, daß sie mit Ungeduld schon die Tage zu zählen anfingen, nach deren Verlauf ihre Mutter ihnen versprach, daß sie das Schönausche Haus und Henrietten besuchen sollten.

Als sie mit ihrem Manne allein war, theilte sie ihm endlich ihren Vorsatz in Ansehung Henriettens Vater mit; und es dünkte den guten Mann, der so wohlhabend als wohlthätig war, eine Kleinigkeit, zu einem solchen Endzweck ein Pferd wegzuschenken.

Nur wollt er durchaus, daß es dasjenige seyn sollte, wovon er selbst in Ansehung seiner Gesundheit manchen Dienst gehabt hatte, und das so sanft als sicher auf den Füßen war.

Izt kam es blos darauf an, das Pferd an seinen Mann zu bringen, ohne daß es Gefahr lief, wieder zurück geschickt zu werden.

Zum Glück wußte kein Mensch um das Geheimniß; auch nicht einmal der Schwager: denn so pflegte es die kluge Frau von G. gern zu halten, wenn sie eine Sache unter Händen hatte, die mit Vorsicht behandelt werden mußte, daß sie sie ganz allein für sich betrieb.

Sie ließ nunmehr noch einige Zeit verstreichen, verabredete es alsdann mit einem Freunde, das bestimmte Pferd, als ob es vertauscht werden sollte, mit nach der Stadt zu nehmen, und es von da durch unbekannte Hände an Henriettens Vater zu überliefern, wobei die Anweisung der Futterung an einen gewissen Bauer im Lande zugleich mit erfolgte.

Die kleinen Schönaus hatten nunmehr nach der Abreise der Tante schon wieder eine Zeitlang in der glücklichsten Eintracht mit ihrer muntern Nachbarin gelebt, und waren so fest im Guten geworden, daß es sie nichts mehr kostete, die größten Gefälligkeiten gegen andere zu haben, und alles um sich her vergnügt zu machen.

Sie besuchten nun oft Henrietten um von ihrer Mutter in wirthschaftlichen Arbeiten und sonst was Nützliches zu lernen.

Auch hatte der Amtmann nun seit einiger Zeit einen wackern Hofmeister, der den beiden Knaben nicht nur, sondern auch den Mädchen in manchen guten Sachen Unterricht gab, und es gern sah, wenn Henriette zuweilen mit Antheil daran nahm.

Eines Abends, als die Kinder sie hiezu nach ihrer Gewohnheit erwarteten, kam sie früher und ausser Odem auf den Hof gelaufen, nahm die ältste Schönau allein, und klagte ihr mit ängstlicher Gebehrde, daß ihrem Vater von unbekannter Hand ein Pferd geschenkt worden, daß dieses ganz gewiß von der Frau von G. käme, daß sie solches durch ihr Unbesonnenheit verursacht habe, und daß, wenn ihr Vater nur irgend auf die Spur käme, daß sie es veranlaßt hätte, sie gewiß wäre, daß er böse auf sie werden und es zurückschicken würde.

Sie irrte sich nicht, denn so leicht es diesem Manne ward, sich mit wenigem zu begnügen, und das zu entbehren, wozu sein Vermögen nicht hinreichte, so unerträglich war ihm jeder Schein einer Bettelei; und er würde nie zu bewegen gewesen seyn, dieses, obgleich in der reinsten Absicht ihm gemachte Geschenk, anzunehmen, wenn er gewußt hätte, wem er es zurückgeben sollte.

Zum guten Glück aber konnt' er auf keine Weise hinter das Geheimniß kommen: denn der Amtmann, an den er sich zuerst wandte, war so unwissend, als er selbst, und machte sich folglich so rein von allem Verdachte, daß er der Geber sey, daß auch keine Spur eines Zweifels übrig bleiben konnte.

Dazu kam der Umstand, das Henriettens Vater grade vor einiger Zeit einem reichen durchreisenden Fremden einen sehr großen Dienst ge-

leistet hatte, uud auf diesen argwohnte er nunmehr vors erste.

Nun konnte er nichts weiter dabei thun, als sich des Geschenks als einer Sache bedienen, die ihm wenigstens nicht mit Unrecht zukam, wenn er sie gleich weder gewünscht, noch verlangt hatte.

Er that es, und zwar mit so glücklichen Erfolge in Ansehung seiner Gesundheit, daß er von einem hagern, keichenden, der Zehrung ähnlichen Schatten, nach einigen Monaten schon anfing, eine weit frischere Gestalt und Farbe zu gewinnen, und nichts mehr von seiner alten grämelnden Hypochondrie zu fü len, die ihm so manche trübe Stunde gemacht hatte.

Henriette, die mit der ältesten Schönau übereingekommen war, nichts zu entdecken, sah dieses von fern mit der innigsten Freude zwar, aber immer auch mit einer Art von Beklemmung an, wenn sie dachte, daß ihr Vater doch einmal hinter das Geheimniß kommen möchte.

Endlich, als er einst so recht erquikt von einem gethanen Ritt zu Hause kam, sich so recht warm und herzlich in Dank gegen die Vorsehung ergoß, die ihn durch ein so unerwartetes Geschenk zur Gesundheit geholfen, und so recht sehnlich wünschte, daß ihm Gott doch noch die Freude gönnen möchte, seinem Wohlthäter dafür zu danken, da konnte sich die gerührte Henriette nicht länger halten,

Sie fiel ihrem Vater mit lautem Schluchzen um den Hals, und gestand ihm alles.

Der erstaunte Vater ward betroffen, und seine ersten Empfindungen waren mehr Unwille, als Dank gegen Henriette.

Als diese ihn aber mit der reinsten Unschuld versicherte, daß sie nicht auf die entfernteste Wei-

se Gelegenheit dazu geben wollen, noch auf den Verdacht habe kommen können, daß die Frau von G. ihre Fragen aus einer solchen Absicht thäte, und ihn mit tausend Thränen bat, ihr doch nicht böse zu seyn: so ward er innigst gerühret; zumal da seine Frau ihn mit ihrer gewöhnlichen sanften Art erinnerte, daß er bedenken möchte, daß er diesem Geschenke seine wiedererhaltene Gesundheit zu verdanken habe.

„Du hast Recht, meine Liebe," sagt' er darauf, „es würde Undank gegen die Vorsehung seyn, wenn ich mir ein Geschenk zur Quaale machte, das sie mir so augenscheinlich zur Wohlthat bestimmt hat."

Er umarmte alsdann Henrietten, und sagte zu ihr: „sey ruhig, mein Kind; du weißt, daß ich alles eher ertrage, als eine Wohlthat, die ich nicht zu erwiedern im Stande bin; aber ich bin doch nicht ungehalten auf dich."

Daß Henriette diese Wohlthat zehnfach durch das Gute verdient hatte, was sie bey den Schönauschen Kindern gestiftet, das ließ er durchaus nicht bei sich zur Rechnung kommen; denn er pflegte immer zu sagen: wer einem Andern einen Dienst liesten kann, der hat seinen Lohn dahin; auch ließ er sich so wenig, als Henriette selbst, von einem Verdienst für sein Kind träumen, daß sie sich dort so gezeigt hatte, wie sie war.

Seine erste Bewegung trieb ihn nun wieder zu dem Amtmann hin, der von der Nachricht dessen, was seine brave Schwigerin gethan hatte, eben so überrascht, als erfreuet ward.

Um seinen Dank abzutragen, verwies er ihn auf die Ankunft der Frau von G., die er mit ihrer ganzen Familie in den ersten Tagen der nächsten Woche erwartete.

Sie

Sie kam auch wirklich — statt aber den Dank von Henriettens Vater anzunehmen, zog sie ihn mit sich allein, und beschrieb ihm umständlich, wie seine Tochter, durch ihr täglich Beispiel, ihren Fleiß, ihre muntere Geschäftigkeit, fröhliche Laune und gutherzige Gefälligkeit, alle die Glückseligkeit geschaffen habe, davon er nun selbst ein Zeuge in dem Schönauschen Hause wäre.

Sie that das mit einer solchen Wahrhaftigkeit und von aller Schmeichelei entfernten Menschenkunde, daß der gerührte Vater sich nicht erwehren konnte, sich seines Kindes, als des größten Schatzes zu freuen, womit die Vorsehung gute Eltern zu belohnen fähig ist.

Zugleich unterließ er nicht, dem Beispiele seiner würdigen Gattin das größte Verdienst bei der Bildung dieser Tochter zuzuschreiben, die keine Sorgfalt gesparrt, um sie vor bösen Eindrücken zu bewahren, und ihre Seele zum Guten, vor allem aber zu einem fröhlichen Muthe zu gewöhnen, der die Quelle so vieler Freuden für uns und andere ist.

Diese drei glücklichen Häuser gaben sich von nun an auf das freundschaftlichste die Hand, um ihr eignes und ihrer Nebenmenschen Wohl thätigst zu befördern; und so ward ein kleines Mädchen, wie Henriette, durch gutes Betragen, Wohlwollen und damit verknüpfte Heiterkeit der Seele, die Beförderin nicht nur des Glücks ihres eignen Hauses, sondern auch einer fremden Familie. E. R.

Ein Lied vom Reiffen.

Sirach C. 43. v. 21. Er schüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reiffen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus
Auf allen Zweigelein
Hängts weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner seyn;

Und alle Bäume rund umher
All' alle weit und breit
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr,
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn,
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerheerd,
Und marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Natur Genuß
Ohn' Alfanz drum und dran
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Kredit und Geld und goldne Ring,
Und Bank und Börsensal.

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht,
Im Reiffen nah' und fern —
So gut wirds euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herr'n!

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald;
Dort Nebel überall,
Hier eine weisse Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl;

Lichthell, still, edel, rein und frei,
Und über alles fein! —
O aller Menschen Seele sey
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an, und denken noch
Einfältiglich dabei:
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sey?

Denn gestern Abend, Zweiglein rein!
Kein Reiffen in der That! —
Muß einer doch gewesen seyn,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort;
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis;
O mach' uns doch zum heil'gen Krist
Die Bäume wieder weiß!

Claudius.

Frizchen

an den Verfasser des vorstehenden Liedes.

Ich las dein Lied vom Reiffen jüngst,
Und dachte so dabei:
Wie Du nun da im Walde giengst,
Einfältig, fromm und frei;

Und wie Du an den Bäumen nur
Dich inniglich erfreust,
Und in die köstliche Natur
Verliebt geworden seyst.

Das, dacht' ich, ist doch recht mein Mann!
Ist Mann, und ist auch Kind!
Ist klug, und doch nicht abgethan,
Wie wohl so viele sind.

Ich hab' auch wohl noch mehr gesehn,
Was Du gedichtet hast,
Und höre, es ist alles schön!
Du glaubst nicht, wie sichs paßt!

Ich ward beim Lesen oft recht still,
Und dann mit eins so froh!
Dein Spruch zieht einen, wie er will;
Ich lieb' es eben so.

Was hat man von der hohen Lehr,
Wenn man sie nicht versteht,
Und bei dem Grübeln immer mehr
Hinein ins Dunkle geht?

Ich fasse wohl so manches an,
Und denk': es ist ein Buch;
Hin also, Frizchen! sez' dich dran,
Und forsche drin, und such!

Allein es ist denn doch kein Buch,
Was auch der Titel spricht;
Hat zwar der schönen Worte gnug,
Doch des Verstandes nicht.

Ich halt' es immerhin mit Dir;
Schreib Du dein Lebenlang!
Und nimm inzwischen denn von mir
Recht warmen Herzensdank.

Ich will auch bald mal zu Dir gehn,
Wann? weiß ich nicht genau;
Und Deine lieben Kinder sehn,
Und Dich und deine Frau;

Und springen mit in Deinen Wald,
Und merken Gott den Herrn,
Und schauen seine Lichtgestalt
Auf Erden nah und fern.

Und hängen mich an Deine Brust,
Und sagen: Lehre mich!
Ich habe wohl zur Tugend Lust;
Doch klein und schwach bin ich.

Und Du hast schon soviel voraus,
Du lieber Bauersmann!
Gott segne Dich und auch Dein Haus! —
Und nimm dies Blättlein an! Overbeck.

Die liebenswürdige Kockette, *)
oder
Schreiben einer Dame vom Lande.

Lachen Sie nicht, mein Schatz, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Ernst anfange, kocket zu werden.

Seit einem halben Jahre, daß ich jetzt wieder auf dem Lande bin, und täglich eine Menge von Armen und Elenden sehe, thue ich fast nichts, als Herzen rühren, Thränen erwecken und bezaubern.

„Den will ich einmal recht heulen lassen!“ sagte ich gestern zu meinem Manne, der gar nicht wußte, was ich wollte, und flog auf den Platz, um einen alten armen Mann, der kümmerlich nach meinem Fenster sah, zu sprechen.

Ich hörte ihm recht freundschaftlich zu, fragte nach allen kleinen Umständen, die ihn drückten; beklagte ihn bei jeder Stuffe seines Unglücks; gab ihm erst etwas für seine Frau, dann für seine Kinder, und befahl zuletzt meinen Leuten, ihm zween Scheffel Rocken und ein Glas Brandewein zu geben.

Hier hätten Sie sehen sollen, wie dem guten Kerl die Thränen in feurigen Kugeln von den Wangen herunter rollten; er fieng an zu schluchzen, und nie hab' ich die feinste Schmeichelei mit solcher heimlichen Wollust genossen, als die Dankbarkeit dieses Greises.

*) Eine Kockette nennt man ein Frauenzimmer, das nur immer darauf sinnet, wie es Andern, besonders Mannspersonen, schön und liebenswürdig scheinen möge.

Wie er weggieng, kam ein Anderer, mit einem Arm. „Guter Freund,“ sagte ich zu ihm, „wo habt ihr euren einen Arm gelassen?“ „Den haben mir die Franzosen bei Minden abgeschossen,“ *) antwortete er mit ruhiger Gelassenheit.

Hier ließ ich ihn seine Heldenthaten erzählen; wie er unter dem Herzog Ferdinand gefochten, wie er im Felde acht Tage lang oft nichts als Kartoffeln aus der Asche gegessen, und doch niemals so sehr gehungert hätte, als jetzt.

Ich fragte ihn nach allem, was er von dem Herzoge wußte, und freute mich, daß seine Augen immer mehr funkelten, je mehr er von ihm sprach.

Durch alles Fragen, Loben und Bedauren, wobei ich ihm zuletzt einen Dukaten in die Hand drückte, und einen Scheffel Rocken zu geben befahl, setzte ich den Mann in eine solche Entzückung, daß er mir mit einem Eifer, den ich an einem Prinzen Unverschämtheit genannt haben würde, auf die Hand fiel, und sie küßte, ehe ich sie wegziehen konnte.

Fi! werden Sie sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen. — Ja nun! es ist geschehen, und die Erinnerung macht mich nicht roth.

Mein Mann legt mir dies alles als eine Probe meiner Kokketterie aus, und ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll, daß mich eine männliche Thräne mehr rührt, als tausend weibliche.

Doch verschmähe ich auch das Vergnügen nicht, bisweilen einem Dutzend armer Hexen ei=

*) Hier fiel in dem letzten siebenjährigen Kriege eine Schlacht vor, in welcher der Herzog Ferdinand von Braunschweig einen großen Sieg über die Franzosen erfochte.

ne dankbare Rührung abzujagen. Vor acht Tagen kam mein Kammermädchen ganz ausser Athem gelaufen, und rief:

„Gnädige Frau! gnädige Frau!“ — „Nun, Scharlotte?“

„Ja, auf dem Boden!“

„Nun, was denn auf dem Boden?“

„O da liegt noch eine ganze Kammer voll Flachs, und die armen Leute haben nichts zu spinnen, weil leider der Flachs im vorigen Jahre nicht gerathen.“

In meinem Leben habe ich keine angenehmere Zeitung gehört; ich lief mit dem Mädchen auf den Boden, wie eine Närrin, hielt allen Tanten und Großtanten meines Mannes, die den Flachs gesammlet hatten, eine Standrede, und man mußte mir denselben mit einander in die Scheune bringen.

Hier ließ ich alle Weibsleute aus dem Dorfe zusammen kommen, und theilte den Flachs zum Spinnen unter sie aus. Nun, das war eine Freude!

Aber denken Sie, die guten Weibsen bringen mir das Garn dafür wieder, und verlangen kein Spinngeld, nachdem ich sie bereits mit Korn versorgt habe. Ist das nicht auch süß, und kann diese schmeichelhafte Dankbarkeit, ohnerachtet sie nicht von Männern kömmt, nicht immer mitgenommen werden?

Der Begierde zu gefallen entwischt nichts, und selbst meinen Vogel habe ich doppelt lieb, weil er mir und keinen andern zufliegt.

Ich habe mir schon viele sonderbare Ergötzungen auf dem Lande gemacht. Wie ich vor vier Jahren meinen Mann heurathete, wählte ich an meinem Hochzeittage sechs arme Jungen und sechs arme Mädchen aus, ließ sie auf eine ganz

besondere Art kleiden, und ihren Unterricht damit anfangen, daß sie hübsch englisch tanzen lernen mußten.

Meine Absicht war damals, den Kleidungen und Köpfen unsers Landvolks eine ganz neue Wendung zu geben; und jene zwölf arme Kinder zu einem solchen Muster zu bilden, welches die Kinder der Reichen im Dorfe gewiß nachmachen sollten. Ich hielt aber für nöthig, damit anzufangen, sie erst recht flink zu machen.

Anfangs hielt man mich für eine Erznärrin. Nachdem man aber allmählig sah, wie gut ich diese armen Kinder in allen Arten ländlicher Arbeit unterrichten ließ, und wie flink meine Mädchen in kurzen Röcken auf dem Felde und im Stalle wurden: so fieng jeder an zu stutzen; und nun, da ich auch mit geringen Leuten schwatze, mit ihnen klage, und ihnen dann Korn und Flachs gebe, so bin ich ihr Engel. Ich sehe nichts, als gerührte Leute; und was ist aller Schmuck der Felder, aller Gesang der Nachtigallen gegen das Vergnügen, vergnügte Leute zu machen?

Ueberbringerin dieses ist eines von diesen meinen Kindern; so nenne ich sie noch immer. Lassen Sie dieselbe einmal das Vieh melken, oder eine Butter zurecht machen. Eine fertigere, reinlichere und nettere Art zu arbeiten müssen Sie in ihrem Leben nicht gesehen haben.

Etwas Kockketterie spielt zwar schon aus dem weissen Fusse; das thun aber die weissen Strümpfe, so die Mädchen sich selbst knütten, und die sie durchaus tragen müssen; weil ich den Glaube habe, daß ein hübscher weisser Strumpf allemal den größten Einfluß auf die sittliche Bildung des Menschen habe.

Ist das nicht Philosophie? — Aber, mein Schatz, wann wollen Sie zu uns kommen? Ich

hoffe doch nicht, daß Sie das Land fliehen, um den Klagen der Nothleidenden auszuweichen? Diese Ursache fällt bei mir weg,

Bringen Sie allenfalls einige hundert Thaler, die Sie sonst auf Moden verwenden würden, in Ihrem grünen Beutel mit, wenn Sie Lust haben, an meinem rührenden Lustspiele Theil zu nehmen; und ich verspreche Ihnen, Sie sollten dafür tausendmal mehr Schmeicheleien zu hören bekommen, als in der Stadt, und wahrhaftig von Leuten, die ganz anders empfinden, als alles, was sonst das Glück hat, sich Ihrem Fußschämel zu nahen, und dort seine Huldigung in gehöriger Entfernung auf den Knien zu leisten.

Der Greis mit dem Barte, mit den dicken rollenden Thränen, und der zitternden Sprache der Dankbarkeit, was ist das für ein Liebhaber gegen alle Ihre hohen Frisuren mit angehängten Menschenkörpern! Addio carissima!

N. S.

Ich weiß nicht, ob Sie den neuen Gukkasten schon gesehen haben, worin man durch das eine Glas alles so sieht, wie es ist, und durch das andere, wie es seyn sollte. Ich habe so eben einen aus England bekommen.

Durch das erste Glas sieht man unter andern ein prächtiges Schloß im besten gothischen Geschmack, mit Graben, Thürmen und Obelisken geziert, viele beissende Hunde und verhungerte Bettler vor dem Thore; umher eine Menge verfallener Strohhütten und eine Kirche mit herabhängenden Sparren; das Land schlecht gebauet, die Nachbarn misvergnügt, und mit einem hämischen Blicke auf jede Gelegenheit lauerend, dem stolzen Besitzer dieses, den Armen und Nothleidenden unzugänglichen Pallastes, einen heimlichen Schaden zuzufügen.

Das andere Glas zeigt eine leutselige Edelfrau vor ihrer offnen Thüre, wie sie dem einen guten Rath, dem andern Hilfe giebt; ihr Haus ist, wie sie, edel und anständig, und von einer Menge schöner Häuser umgeben, die wohlhabenden Einwohnern zugehören müssen.

Ueberall sieht man die Freude und segnende Augen, welche mit einander dankbare Blicke nach der guten Frau winken. Dort tragen hundert Arme Korn vom Hause weg; hier fahren jubelnde Knechte tausend Fuder wieder hinein.

Glauben Sie mir, mein Schatz, daß ich recht gesehen habe. Eine Frau war es, obgleich mein Mann mir den Kasten verschoben, und ein rechtes Frazengesicht, woraus man zur Noth einen Mann machen könnte, vorgerückt hat.

Aus Mösers patriotischen Phantasien.

Väterliche Ermahnung.

Es war einmal ein verständiger und liebreicher Vater, welcher nichts sehnlicher wünschte, als, daß seine Kinder recht gut und glücklich werden mögten.

Dieser erfahrne Mann wußte, daß es viele Bücher giebt, die zwar angenehm zu lesen sind, aber deren Lesung doch höchstverderblich, am meisten für junge Leute ist.

Dahin rechnete er erstlich alle diejenigen Bücher, die einen schmutzigen, die Ehrbarkeit beleidigenden Inhalt haben; ferner alle diejenigen, worin die Geschichte verliebter Gecken beiderlei

Geschlechts beschrieben wird; ferner solche, welche bloße Tändeleien enthalten, und nicht darauf abzwecken, die Menschen vernünftiger, arbeitsamer, wohlwollender und zufriedner zu machen; und endlich auch solche, deren Lesung uns weichlich und zu den Geschäften des menschlichen Lebens unlustig und ungeschickt machen kann.

Er hatte deswegen oft zu seinen Kindern gesagt: „wenn ihr klug seyd, so nehmt kein Buch in eure Hand, es zu lesen, bis ihr es erst mir oder einem andern vernünftigen Manne gezeigt und von uns gehört habt, daß das Lesen desselben euch nützlich seyn könne.“

Einst mußte dieser gute Mann auf ein ganzes Jahr verreisen. Seine Kinder besuchten unterdes bald diesen, bald jenen von ihren Gespielen, bei denen sie bald dieses, bald jenes ihnen noch unbekannte Buch vorfanden.

Die Gespielen rühmten diese Bücher, und sagten, daß sie sehr angenehm geschrieben wären. Darüber kriegten die Kinder Lust, sie auch zu lesen. Gern hätten sie ihren Vater erst gefragt; aber der war nun nicht da, und kam so lange nicht wieder. Endlich dachten sie: diese Bücher müssen ja wohl nichts Böses enthalten, sonst würde man ja unsern Freunden, sie zu lesen, auch wohl verboten haben. Sie baten sich also eins nach dem andern aus, und lasen darin mit großem Wohlgefallen.

Aber ach! wie bekam es ihnen!

Der Vater fand sie bei seiner Zurückkunft ganz verwandelt. Statt der vorigen Unschuld und Reinigkeit ihrer Herzen, hatten sie die Seele voll wohllüstiger Bilder und schändlicher Begierden; statt ihrer sonstigen Lust zum Lernen und zu jeder nützlichen Geschäftigkeit, wollten

sie jetzt nur Romane, Komödien und kleine tändelnde Gedichte lesen; statt ihrer vorigen heitern und zufriedenen Gemüthsart, waren sie jetzt mürrisch und unzufrieden, so oft sie nicht bei ihren Büchern sitzen und neues süßes Gift für ihre Seele daraus einsaugen konnten.

Da rief sie der bekümmerte Vater zu sich, und redete sie mit bethränten Augen folgendermaßen an:

„Meine allerliebsten Kinder! Das Unglück, welches zu verhüten ich alle Weise getrachtet habe, ist geschehen. Es sind Bücher in eure Hände gefallen, von denen ich wünschte, daß sie euch immer mögten unbekannt geblieben seyn; und das unglückliche Lesen dieser Bücher hat — ich sage es mit tiefster Bekümmerniß! — eure ganze Glückseligkeit untergraben.“

„Ich sage dies nicht, um euch Vorwürfe zu machen. Euer Unglück hat gewollt, daß ich nicht da war, um euch zu rathen, und da diese Bücher, von denen ihr nicht glaubtet, daß sie so gefährlich wären, wirklich angenehm geschrieben sind: so war es natürlich, daß ihr bald Geschmak daran fandet.“

„Aber wenn eure eigene, schon zum Theil zerstörte Glückseligkeit euch noch nicht ganz gleichgültig geworden ist: o so höret mit aller Aufmerksamkeit, deren ihr fähig seyd, die Warnung eines Vaters an, der euch so herzlich liebt, und dessen Erfahrung ihm die traurigen Folgen zeigt, die die Lesung dieser verderblichen Bücher zuverläßig für euch haben wird, wenn ihr nicht von heute an eure schon kranke Seelen auf daß ernstlichste zu heilen euch bemühet.“

„Gesteht es mir, oder vielmehr gesteht es euch selbst, seitdem ihr diese Bücher leset, ha-

ben alle eure Gedanken einen ganz andern Schwung genommen. Du, mein Sohn, siehst es nicht mehr für dein vornehmstes Geschäft an, etwas Nützliches zu lernen, und durch einen glücklichen Fortgang in jeder Erkenntniß den Beifall deines Vaters zu erwerben, und die Zufriedenheit desselben zu erhöhen."

„Du, meine Tochter, bist nicht so eifrig mehr, die Geschäfte zu besorgen, die ich dir vertraue, und die glücklichen Fähigkeiten anzubauen, die ich mit jedem Tage zunehmen sah."

„Ist es nicht wahr, ihr sinnet seither auf nichts anders, als wie ihr Gegenstände finden möchtet, die eurer eingebildeten Zärtlichkeit würdig, nach eurem Sinne euch glücklich machen, und durch euch glücklich werden können! Kömmt nicht jede andere Pflicht, jedes andere Geschäft euch ekelhaft und unrühmlich vor? und wünscht ihr nicht, je eher je lieber, euch in eine Reihe von Begebenheiten verwickelt zu sehen, wie diejengen sind, welche die Helden und Heldinnen eurer Bücher in euren Augen so schätzbar und so beneidenswürdig machen?"

„Aber überlegt — o ich bitte euch um eurer eigenen Wohlfahrt willen! — wie sehr euch dieses hindern müsse, euch diejenigen Tugenden und Einsichten zu erwerben, durch die allein ihr wahrhaftig gücklich werden, durch die allein ihr Andere glücklich machen könnet! Es ist — ich beschwöre euch, allerlieste Kinder, es wohl zu bedenken! — es ist ein falsches, ein verderbliches Vorurtheil, was die Hauptlehre dieser Bücher ausmacht, daß die Vereinigung zweier liebender Herzen die vornehmste Beschäftigung des Lebens, das einzige Mittel zur Glückseligkeit sey."

„Ich verberge es euch nicht: freilich ist die Liebe, die tugendhafte, reine Liebe, eine Quelle der erhabensten und süßesten Glückseligkeit. Aber weder eine romanhafte Denkungsart, noch abentheuerliche Begebenheiten, werden euch zu diesem seligen Ziele führen. Ihr könnt, — glaubt es eurem Vater, der euch nie eine Unwahrheit gesagt hat! — nicht anders, als unglücklich werden, ihr könnet nicht anders, als Andere, unglücklich machen, wenn ihr diesen bedenklichen Zeitpunkt übereilet. Erst müssen unsere Seelen reif zu einer tugendhaften Verbindung mit einer andern gleichgestimmten Seele seyn, ehe eine solche Verbindung möglich ist: und wie weit sind die eurigen von dieser Reife noch entfernt.“

„Bedenke, mein Sohn, wie viele Erkenntnisse du noch zu erwerben, wie vielen Tugenden du noch nachzustreben hast, ehe du dem Staate und dem menschlichen Geschlechte nützliche Dienste zu leisten im Stande seyn wirst! Und du, meine Tochter, überlege, wie viel es noch brauchet, bis du fähig seyst, einem Hause klüglich vorzustehn, und Kinder vernünftig zu erziehen!“

„Wie unbedachtsam seyd ihr also nicht, daß ihr durch schimärische und einfällige Träume euch in dem glücklichsten Fortgange zur Volkommenheit und Glückseligkeit hemmen lasset! Erwäget, wie unglücklich ihr seyn würdet, wenn dasjenige, was ihr am feurigsten wünschet, euch alsobald gewährt würde!“

„Betrachtet, daß der Romanendichter seine Helden und Heldinnen, nach Belieben, weise, vollkommen und von Bedürfnissen frei erschaffet; daß hingegen ihr von allen Zufällen des Lebens abhänget; daß ihr euer Schicksal allein durch Weisheit und durch Klugheit verbessern könnt;

daß Unbedachtsamkeit und Leichtsinn euch nothwendig der Gefahr des äussersten Elendes aussetzen müssen; daß, wenn die Liebe euch einst glücklich machen soll, sie solches erst alsdann thun könne, wenn, durch die Vernunft erleuchtet und gebilliget, sie für euch nicht mehr ein Hinderniß zur Vollkommenheit, oder eine Quelle von Uebeln werden kann."

Hier schwieg der Vater, und sahe mit einem bedenklichen und wehmüthigen Blicke auf seine verirrten Lieblinge herab. Diese erschraken vor der Gefahr, in der sie geschwebt hatten, ohne es zu wissen, und ergriffen zitternd die Hand des zärtlichen Vaters, um sie mit ihrem Thränen zu benezen und ihn zu bitten, daß er ihnen doch helfen möchte, dem Verderben zu entrinnen, dem sie schon so nahe gewesen wären.

Ein abermaliges Beispiel,

wie nöthig es sey, seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens schon in der Jugend abzuhärten.

Da die Herren Banks und Solander auf ihrer Reise um die Welt in die Gegend des Feuerlandes gekommen waren, welches bekanntlich unter Amerika liegt: so empfanden sie großes Verlangen, ans Land zu gehen, um die Beschaffenheit desselben zu untersuchen. Der Schiffskapitain, Herr Cook, ließ ihnen also ein Boot aussezen und darin fuhren sie denn, in Gesellschaft eines Schiffarztes und des Astronomen, nebst einigen Bedienten und Matrosen, nach der Küste.

Hier

Hier stiegen sie aus und giengen landeinwärts, in der Absicht, gegen Abend zurückzukommen und wieder an Bord zu gehen. Das Wetter war zu dieser kleinen Wanderschaft recht erwünscht: auch war es dazumal grade mitten im Sommer, indem der 21ste Dezember in dieser Himmelsgegend der längste Tag ist.

Nachdem sie eine Zeitlang gegangen waren, geriethen sie in eine sumpfichte Gegend, die mit niedrigem Birkengesträuche bedekt war. Ueber dieses mußte man hinweg steigen und sich die Unbequemlichkeit gefallen lassen, fast bei jedem Schritte bis an die Knöchel in den Morast zu sinken.

Die Mühseligkeiten dieser Reise wurden noch vergrössert, da der Himmel sich plötzlich mit Wolken überzog und das Wetter nun auf einmal kalt und trübe wurde. Ein recht schneidender Wind fing an zu wehen; endlich erfolgte Schnee und nun war der Sommer auf einmal in den rauhesten Winter verwandelt.

Die Reisegefährten munterten sich wechselseitig einander auf und drangen unermüdet immer weiter fort. Sie hatten aber kaum zween Drittheile des sumpfigen Weges zurückgelegt, als schon einer von ihnen, Herrn Banks Zeichner, ohnmächtig niederfiel. Man zündete ein Feuer an und ließ ihn, nebst einigen andern Entkräfteten, dabei zurück.

Die übrigen erreichten endlich eine Anhöhe, wo die beiden Naturforscher durch die Entdeckung mannigfaltiger Kräuter für die überstandenen Beschwerlichkeiten einigermaßen schadlos gehalten wurden.

Der Schnee hatte sich indessen vermehrt, die Kälte war heftiger worden, und es war nun schon so spät am Tage, daß man es ganz unmöglich fand, vor dem nächsten Morgen nach dem Schiffe wieder zurückzukehren. Aber an einem solchen Gebirge, in einer so rauhen Himmelsgegend eine Nacht hinzubringen, war entsetzlich: und doch half kein andrer Rath.

Man schickte daher nach denen, die beim Feuer gelassen waren, zurück, um sie, wo möglich, auch auf den Berg zu bringen, von wannen sie sich sämmtlich in den Wald begeben, alda eine Hütte bauen und darin übernachten wollten.

Abends um 8 Uhr war die Gesellschaft an dem bestimmten Platz beisammen und traten nunmehr den Weg nach dem nächsten Thale an. Herr Solander beschwor seine Gefährten, sich doch ja in beständiger Bewegung zu erhalten, um sich des Schlafs zu erwehren, so groß auch immer die Versuchung dazu seyn mögte: denn, fügt' er hinzu, wer sich niedersetzt, der schläft ein, und wer einschläft, der wird nicht wieder erwachen.

Herr Banks nahm es über sich den Nachtrab zu führen. Allein noch ehe man das Gebüsche erreicht hatte, nahm die Kälte dermaßen zu, daß der Doctor Solander selbst die Neigung zum Schlafe, vor der er die Andern gewarnt hatte, ganz unwiderstehlich fand. Er bestand, daß man ihm erlauben sollte, sich niederzulegen. Vergebens bat und ermahnte ihn Herr Banks; er legte sich in den Schnee und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn vom Schlafe abzuhalten.

Einer von Herrn Banks Bedienten fieng an, dieselbe Ermattung zu fühlen. Herr Banks schickte daher fünf Personen von der Gesellschaft voraus, um an dem ersten dem besten Orte ein Feuer anzulegen und er blieb bei den beiden Entkräfteten zurück.

Endlich brachte man diese wieder auf die Füße; aber ehe sie das sumpfichte Birkengebüsch zurückgelegt hatten, betheuerten sie aufs neue, daß es ihnen, weiter zu gehen, nun schlechterdings unmöglich wäre. Alle Vorstellungen und alle Bitten waren vergebens. Weder Herr Banks, noch seine Gehülfen, waren im Stande sie fortzutragen; man mußte sie daher beide niedersitzen lassen. Es dauerte nicht zwo Minuten, so waren beide in einen tiefen Schlaf verfallen.

Da indessen einige von dem Vortrab mit der angenehmen Nachricht zurückkamen, daß in einer Entfernung von ein paar tausend Schritten ein Feuer angemacht sey; so gelang es dem Herrn Banks den Doctor Solander zu ermuntern, der aber, ohngeachtet er nur erst seit fünf Minuten eingeschlafen war, schon den Gebrauch seiner Gliedmaßen verloren hatte. Seine Muskeln waren dermaßen eingeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen. Der Bediente hingegen war ganz und gar nicht zu ermuntern.

Herr Banks ließ daher seinen andern schwarzen Bedienten, nebst einem Matrosen, welche beide am wenigsten gelitten zu haben schienen, bei ihm, und versprach, sie ablösen zu lassen, sobald zween Andere von der Gesellschaft sich ein wenig würden erwärmt haben.

Dies geschahe; allein nach einer halben Stunde kamen die ausgeschickten Männer allein zurück und berichteten, daß sie die ganze Gegend durchgesucht, aber weder den Schlafenden noch seine beiden Gesellschafter gefunden hätten. Dies verursachte eine allgemeine Betrübniß.

Herr Banks, welcher diesem Vorfalle nachsann, vermißte eine Flasche mit Rum, und vermuthete, daß die zween zurückgelassenen Männer vielleicht versucht haben mögten, den Schlafenden damit zu ermuntern, und da sie vielleicht selbst zu viel davon getrunken, fortgetaumelt wären, ohne die ihnen versprochenen Wegweiser zu erwarten.

Zu noch größerem Unglücke fing es von neuem an, noch heftiger zu schneien und man mußte daher alle Hofnung aufgeben, die armen Verirrten jemals wieder lebendig zu sehen. Gleichwohl hörte man zur großen Freude der ganzen Gesellschaft gegen zwölf Uhr in einiger Entfernung rufen. Man lief augenblicklich hin und fand den Matrosen, welcher kraftlos daher schwankte und sogleich zum Feuer gebracht wurde.

Herr Banks gieng weiter, um auch die beiden andern aufzusuchen; er fand sie endlich auch, aber in der kläglichsten Verfassung. Der Eine stand zwar noch auf den Füßen, war aber unvermögend einen Schritt zu thun; der Andere hingegen lag auf dem Boden und war unempfindlich wie ein Stein.

Die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft reichten nicht zu, sie fortzuschleppen. Man suchte darauf an dem Orte, wo sie waren, ein Feuer anzuzünden; aber auch dieses konnte des gefallenen und noch immer fallenden Schnees

wegen, aller ersinnlichen Mühe, welche man sich gab, ohngeachtet, nicht zu Stande gebracht werden.

Man sahe sich daher in der traurigen Nothwendigkeit, diese Unglücklichen ihrem Schicksale zu überlassen; machte ihnen ein Lager von Zweigen, bedeckte sie mit andern Zweigen; und verfügte sich wieder nach dem Walde zurück.

Während dieser Beschäftigung fingen einige von den Uebrigen auch an, fühllos zu werden, und man konnte sie mit genauer Noth kaum zum Feuer schleppen. Die ganze Nacht wurde in einem Zustande hingebracht, welchen das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige gleich entsetzlich machten. Die zween Zurückgebliebenen mußte man für so gut, als todt halten, ein Theil der Uebrigen war krank und ohnmächtig und statt aller Lebensmittel hatte man einen einzigen Geier, der während der Reise geschossen war.

Endlich brach der Tag an; rund umher war nichts, als Schnee, zu sehen; die Kälte war noch eben so strenge, und der Wind noch eben so schneidend, als zuvor. Es war ihnen daher unmöglich den Rückweg anzutretten.

Man schickte einige ab, um sich nach denen im Gesträuche zurückgebliebenen Unglücklichen umzusehn. Diese kehrten aber bald mit der traurigen Bothschaft zurück, daß sie todt wären.

Da der Hunger nunmehr anfing, der Gesellschaft beschwerlich zu fallen: so zog man dem geschossenen Geier die Haut ab, zerlegte ihn

in zehn Theile und jedermann bereitete nun seinen Antheil selber zu, wie es ihm beliebte.

Nachdem jeder seinen schmalen Bissen verzehrt hatte, wagten sie es, ihre Rückreise anzutreten. Es glückte ihnen sich durchzuarbeiten. Sobald sie an Bord kamen, wünschten sie sich gegenseitig Glück, mit einer Freude, welche keiner Beschreibung fähig ist.

Aus

Hawkesworths Reisebeschreibung.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

		Seite.
1	Frizchen am Weihnachtsabend.	1
2	Karl und Lieschen.	2
3	Auf ein andermal bedächtiger.	3
4	Frühlingslied.	—
5	Frizchens guter Vorsaz.	4
6	Zwei ungleiche Brüder.	5
7	Malchen, eine kleine Erzählung.	7
8	Junker Hanns.	9
9	Lied eines Fröhlichen.	12
10	Der Aufschub.	13
11	Wohl dir, daß du unter gesitteten Menschen gebohren bist.	14
12	Die Biene und die Hummel.	15
13	Das Dörfchen.	16
14	Der furchtsame Knabe.	17
15	Ein Frühlingsliedchen.	18
16	An ein junges Fräulein, dem man weiß gemacht, daß es besser sey, als andre Menschen.	19
17	Ein Liedchen.	21
18	Der Gesang der Vögel.	22
19	Das Ringspiel.	—
20	Die Blumen.	39
21	Lieschens Klage über Frizchens Tod.	41
22	Lieschen zum Schmetterling.	42
23	Friz und der Käfer.	43
24	Frizchens Morgenlied.	44

Seite.

25 Der Klügste giebt nach. 45
26 Zwei Kinder, die sich selbst regieren wollen. —
27 Frizchens Tischgedanken. 50
28 Frizchens Dankgebet nach Tische. 54
29 Frizchen nach der Arbeit. 55
30 Frizchen an den Tod. 56
31 Ein Bild vom menschlichen Leben 57
32 Erndtelied. 59
33 Frizchen an Lotte, da ihre Mutter krank war. 60
34 Der Pflug. 62
35 Gespräch einer Mutter mit ihrem dreijährigen Kinde. —
36 Das Gewitter. 66
57 Hirtenlied. 68
38 Lied eines kleinen Mädchens an ihren Vater; bey Ueberreichung eines Rosenknöspchen. 69

Zweite Abtheilung.

39 Frizchen an ein Paar Tauben. 70
40 Durch gegenseitige Hülfsleistungen gehen die Geschäfte des Lebens ihren Gang. 71
41 Einige Beispiele von einer ausserordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschiklichkeit. 74
42 Morgenlied. 79
43 Der Abend. 80
44 An den jungen Leser. —
45 Lied eines Schwindsüchtigen. 81
46 Ein Landmann zu einem reichen Städter. 82
47 Der edelmüthige Bauer. 83
48 Der Esel und der Hund. 84

Seite.

49 Der Schäfer und der Weltweise. 85
50 Nach einem Gewitter. 87
51 An ein neugebohrnes Kind. 88
52 Der gewissenhafte Tagelöhner. 89
53 Zwei Hamster. 90
54 Xenophon und Sokrates. 91
55 Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr. —
56 Ananiceris und Plato. 92
57 Frühlingslied. 93
58 Protagoras und Demokritus. 94
59 Polemo und Xenokrates. 95
60 Die Kröte und die Wassermaus. 96
61 Beispiel eines jungen Helden. 97
62 Der dankbare Jude. —
63 Wilhelm und Franz. 99
64 An den Mond. 105
65 Der Ungerechte schadet sich selbst am meisten. 106
66 Der Esel in der Löwenhaut. 107
67 Dionisius und der Reiche. 109
68 An die Tugend. 111
69 Erkenntlichkeit. —
70 Ein Knabe und eine Biene. 112
71 Der Tod einer Fliege und einer Mücke. 113
72 Freundschaftslied. —
73 Wahre Schönheit. 115
74 Die Jagd. 118
75 Thue Gutes selbst denen, die dich beleidigen. 120
76 Die Streitsucht. 121
77 Mäßigkeit und Unmäßigkeit. 127
78 Von der Arbeitsamkeit. 129
79 Die Vorsicht. 132
80 Letzte Unterredung des unglücklichen Wassers mit seinen beiden Söhnen. 133
81 Aus Leonhard und Gertrud, einem Buche für das Volk. 144

Dritte Abtheilung.

		Seite.
82	Lied einer Schnitterin.	161
83	Zezilie und Scharlotte.	162
84	Der Held und der Reitknecht.	166
85	Betrachtung über einen Vogel.	168
86	Gespräch zwischen Vater und Sohn.	169
87	An die Sonne, an einem Erndtemorgen	170
88	Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Welt.	171
89	Ueber die Sparsamkeit der Natur.	178
90	Die muthwillige Freundschaft.	180
91	Betrachtung bei einem Bache.	186
92	Henriette, eine Kindergeschichte.	187
93	Ein Lied vom Reissen.	210
94	Fritzchen an den Verfasser des vorstehenden Liedes.	212
95	Die liebenswürdige Kokette.	213
96	Väterliche Ermahnungen.	219
97	Ein abermaliges Beispiel, wie nöthig es sey seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens schon in der Jugend abzuhärten.	224

Staatsbibliothek
Bamberg
Bibl. des Histor. Vereins

Ditterich

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Kleine Kinderbibliothek

Bd.: 3

Wien 1789

Bamberg, Staatsbibliothek -- HV.Slg.30
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11696947-8
VD18 80187374-001